This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Princeton University Library
32101 066897198

SONDERABDRUCK

AUS DEM

ARCHIV FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BAND CXIII, HEFT 3/4.

Braunschweig. George Westermann.

RECAP
321.7
.56
.708

Digitized by Google

Die Buchdruckerei
des Verlags von
George Westermann

Braunschweig
Breitestraße Nr. 2

empfiehlt sich hierdurch
zur Anfertigung von

Druckarbeiten

aller Art,

besonders von Promotions- oder sonstigen akademischen Schriften.

Sorgfältigste Ausstattung wird garantiert. Druckproben und Vorberechnungen stehen nach Zusendung entsprechender Unterlagen gern zur Verfügung.

Digitized by Google

Antoine de la Sale

DEC 17 1913 304893

Digitized by Google

Digitized by Google

Antoine de la Sale

und die ihm zugeschriebenen Werke

Von

Carl Haag

Sonderabdruck aus L. Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. CXIII

Braunschweig, 1905

Druck von George Westermann

Digitized by Google

(RECAP)

3217
.56
.708

Digitized by Google

Antoine de la Sale
und die ihm zugeschriebenen Werke.

I. Überblick.
Aufschlüsse aus La Sales Leben und lehrhaften Schriften.

Die Streitfrage. Vor einem Menschenalter, im Jahre 1870, erschien in dieser Zeitschrift die erste zusammenfassende Darstellung des spätmittelalterlichen Prosadichters, um dessen geheimnisvolle Gestalt gerade in den letzten Jahren eine immer lebhafter werdende Forschertätigkeit eingesetzt hat. Es handelte sich für Stern darum, den Nachweis zu führen, daſs Antoine de la Sale, der beglaubigte Verfasser der *Histoyre du Petit Jehan de Saintré,* des besten Ritterromans des 15. Jahrhunderts, gegründeten Anspruch auf die Urheberschaft des Novellenbuches *Cent Nouvelles Nouvelles,* sowie der Satire *Quinze Joyes de Mariage* und der *Farce de l'avocat Pathelin* habe; mit einem Wort, ihm die ganze Ehre der Prosadichtung des französischen Spätmittelalters beizumessen und noch mehr. Stern stand mit seiner Ansicht nicht allein; sie war vielmehr seit den vierziger Jahren, wo die Neudrucke dieser Werke begannen, die herrschende geworden. Der Verfasser der *Cent Nouvelles,* die Beziehungen zum burgundischen Hofe verraten, versteckt sich hinter dem Titel Akteur; La Sale erscheint um die Abfassungszeit in den Niederlanden; von Brüssel aus widmet er dem Herzog von Burgund eine Abschrift eines seiner Werke; ein anderer widmet ihm eine Erzählung, die unter den Novellen wiederkehrt; nichts lag näher, als in ihm den Akteur zu erkennen. Der Verfasser des *Quinze Joyes* versteckt sich in einem Silbenrätsel, in welchem einige den Namen La Sale herauslesen; an Ähnlichkeiten mit dem Novellenbuch, ja auch mit Teilen des Romans fehlt es nicht; der berühmten Komödie fehlt es auch nicht völlig daran; also wurde La Sale auch mit diesen beschenkt. So war der unbeachtete Mann, dem man zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch nicht einmal seinen *Saintré* zutrauen mochte (Legrand d'Aussy), zu ungeahntem Ansehen gekommen und hat es, von der Vaterschaft des *Pathelin* abgesehen, bis auf den heutigen Tag behauptet. All diese geschichtlichen und stofflichen Gründe führt Stern, zum Teil als erster, feurig ins Treffen; doch er läſst sie zurücktreten hinter den sprachlichen. 'Die aufmerksame Beobachtung der Sprache' ist ihm 'der einzige Weg zur sicheren Überzeugung.'

Digitized by Google

Übereinstimmungen in Wortschatz, Satzbau, Wendungen, Bildern sind ihm 'schlagende Beweise' — gerade bei *Pathelin* spricht er dieses Wort aus — für die Gemeinsamkeit des Urhebers. Er bedenkt nicht, dafs solche Übereinstimmungen bei Werken derselben Zeit und verwandter Richtung vorauszusetzen sind, und dafs in sprachlichen Dingen nur das Mafs der Übereinstimmung innerhalb streng gesichteter Gattungen Beweismittel sein kann. Sein eigenes, unvollkommenes 'Glossar zu den Werken La Sales' hätte ihn darüber aufklären können, aus dem nichts weniger als die sprachliche Gleichartigkeit der vier Werke spricht.

Die zweite Gesamtdarstellung von La Sales Lebenswerk brachte schon ein Jahr darauf, 1871, der belgische Gelehrte Gossart mit Abdruck von wertvollem neuem Stoff aus halb und ganz vergessenen Schriften des schreiblustigen Ritters; darunter ein neues Beweisstück für seine engen Beziehungen zu der Ehesatire, welches Gossart dazu diente, dessen Ansprüche auf letztere sowie auf das Novellenbuch mit Wärme zu verfechten. An der Handschriften- und Urkundenforschung beteiligte sich bald ebenso eifrig sein Landsmann Nève, gelangte jedoch zu anderen Ergebnissen: zum erstenmal wurden La Sale die beiden vielumstrittenen Bücher abgesprochen. Seine Einwände wurden jedoch wenig beachtet; die Gröfsen der literarischen Forschung, allen voran G. Paris, hielten an La Sale fest, der ihnen einen willkommenen Sammelpunkt für die zerstreuten Perlen der Dichtung bot. Als ich, von dem eigenartigen Reiz dieser Frühkunst angelockt, vor Jahresfrist es unternahm, das geistige Bild des Schöpfers aus der eingehenden Vergleichung seiner Werke erstehen zu lassen, stand ich noch vollständig im Banne jener Voraussetzung. Doch beim Vordringen regten sich Zweifel; und als ich mich gründlich mit allen mir zugänglichen Seiten der Sache auseinandergesetzt hatte, da war es mir unmöglich, diese widerstrebenden Dinge in einer Person unterzubringen. Ich war zu Nève bekehrt, noch ehe ich ihn kannte. Nun liegt seine Arbeit vor uns als die dritte Monographie, eben erst, 1903, erschienen. Ich finde in ihr die volle Bestätigung der Anschauungen, die sich mir aus der vergleichenden Untersuchung der drei Werke ergeben hatten. Diese Untersuchung bildet den eigentlichen Gegenstand vorliegender Arbeit. Sie wendet sich an einen weiteren Leserkreis, dem sie die alten Schätze weisen möchte. Ihr sei nur das Wesentliche über den geschichtlichen La Sale vorausgeschickt.

La Sales Lebensgang. Aus dem von Nève gesammelten und zusammengestellten Stoff von Urkunden und literarischen Zeugnissen steigt das Lebensbild des *Saintré*-Dichters zum erstenmal in schärfer umrissener Gestalt vor uns auf. Wir lernen ihn kennen als Sohn des kühnen Söldnerführers Bernard de la Sale, der erst, als geborener Aquitanier, in englischen Diensten gegen Frankreich, dann

Digitized by Google

im Dienste der Päpste von Avignon gegen Rom, schliefslich an der Seite Ottos von Braunschweig für die Anjou um Neapel gekämpft hat. Den Anjou in der Provence hatten seine letzten Dienste gegolten, er hatte sie zu Dank verpflichtet; dort, am provenzalischen Hofe, sehen wir denn auch sein vaterloses Söhnchen heranwachsen. Antoine, 1387 geboren, erhält eine sorgfältige Erziehung, wird Page, wird Knappe und erhält als junger Mann reiche Gelegenheit, seiner vom Vater ererbten Abenteuerlust zu frönen, wenn sie auch bei ihm deutlich in der gemilderten Form der Freude am bunten Schein des Lebens auftritt. Mit 19 Jahren darf er Sizilien besuchen; mit 23 die Niederlande, wo er sich an den Turnieren von Brüssel und Gent beteiligt; mit 28 verrichtet er seine ersten Waffentaten im Kampfe mit den Mauren, auf dem portugisischen Kreuzzug gegen Ceuta; mit 33 begleitet er seinen Herrn, Ludwig III. von Anjou, nach Neapel, wo er mehrere Jahre verweilt und der Herrendienst ihn nicht hindert, mit neugierigen Augen den Wundern der Welt nachzugehen. Dann folgen die Jahre der Seſshaftigkeit; er wird Landvogt von Arles, waltet ernst und milde seines Amtes und erhält, nachdem ihm früh schon der 'Weifsenhof', le mas blanc, bei Tarascon zugewiesen war, das Schlofs von Séderon zum Lehen, am Fufse des Ventoux gelegen, des Voralpenberges, den einst Petrarca, von moderner Wanderlust erfafst wie er, erstiegen hatte. Spät, wohl erst mit 47 Jahren, gründet er sein eigenes Heim, und es wird ihm das Amt, das die Richtung seiner Schreiblust mitbestimmen half: er wird Erzieher des Thronerben der Provence. Die Stürme, die unterdessen im Norden toben — es ist die Zeit der Jungfrau von Orleans —, trüben den heiteren Himmel dieses Landes nicht, dessen König René von Anjou, doch nicht so ausschliefslich Troubadour, wie man nach Schiller glauben könnte, die Blicke fortgesetzt nach Süden richtet. Jean de Calabre hat er seinen Sohn genannt; doch Kalabrien ist und bleibt aragonisch. La Sale hilft ihm bei dem letzten erfolglosen Kampf um die Behauptung von Neapel (1436). Es ist sein letzter Kriegsdienst. Fortan sehen wir sein Leben der Prinzenerziehung und der damit eng verbundenen schriftstellerischen Tätigkeit geweiht, unterbrochen nur von glänzenden Festen, so die Hochzeit einer Anjou mit Heinrich VI. von England, in Nancy gefeiert (1445), und das grofse von René veranstaltete Turnier von Saumur, bei dem er als Richter waltete. Diese Feste bieten seiner Kunst neue Nahrung; der Glanz alten Rittertums ist sein besonderes Fach, in Turniersachen ist er der treueste Hüter der Überlieferung.

Mit der Volljährigkeit seines Zöglings (1448) lösen sich seine Beziehungen zum Hause Anjou. Er sollte seinen Lebensabend nicht in der provenzalischen Heimat verbringen. 61jährig, tritt er in den Dienst eines burgundischen Grofsen, Ludwigs von Luxemburg, um dessen drei Söhne zu erziehen, und schlägt hierzu seinen Wohnsitz in der Pikardie auf. In ländlichem Stilleben, auf den Schlössern

Digitized by Google

Châtelet und Vandenet an der Oise, in freundnachbarlichem Verkehr mit der Familie des Burgherrn von La Fère, arbeitet er emsig an seinem Lebenswerk. Nur vorübergehend tritt durch einen Besuch an den Höfen von Genappes (1459), wo eben der nachmalige Ludwig XI. von Frankreich in der Verbannung weilt, und von Brüssel (1461) der Glanz der grofsen Welt, der sein Herz gehört, in sein vereinsamtes Dasein. Er ist auf die Erinnerung angewiesen; ihren reichen Schatz und sein ganzes Wissen gieſst er, nicht ohne wehmütige Seitenblicke auf den Verfall der guten Rittersitte, deren Zeuge er noch sein muſs, in seine wohlgemeinten Erziehungsschriften aus; an den stillen Ufern der Oise reift auch die beste und sicher langgehegte Frucht seines Geistes, sein *Saintré*.

La Sales beglaubigte Werke. Eine Reihe von Schriften ist mit La Sales Widmung und Unterschrift versehen, zwei davon tragen seinen Namen im Titel zur Schau; der Schriftsteller liebte es offenbar, keinen Zweifel über seine Urheberschaft bestehen zu lassen. Diese Besonderheit kommt zu den Zeugnissen gegen die *Cent Nouvelles* und *Quinze Joyes* hinzu. Über die Zeiten der Abfassung lassen sich aus den Daten der Widmungen keine sicheren Schlüsse ziehen; es ist bei den gröfseren Schriften namentlich auch mit langsamer und unterbrochener Entstehung zu rechnen. Daſs er von Jugend auf gerne geschrieben habe, bezeugt ihm ein Freundesbrief. Die folgende Besprechung kann daher keine zeitliche Reihenfolge einhalten; sie ordnet dafür nach der Bedeutung, unter Ausschluſs des *Saintré*, der dem Hauptteil vorbehalten bleibt. (Meine Kenntnis dieser Schriften schöpfe ich aus den von Nève, Gossart, Söderhjelm, Stern veröffentlichten Bruchstücken.)

1. La Salade. Einen Salat heiſst in humorvoller Selbsterkenntnis und gleichzeitiger Anspielung auf seinen Namen der Erzieher sein Buch, das er dem jungen Jean de Calabre weiht. Es ist ein buntes Allerlei von allgemeinen und besonderen Unterweisungen für den künftigen Herrscher: Moral, Religion, Politik, Recht, Verwaltung, Geschichte, Literatur, Heraldik, deren erstere, die allgemeinen, zum Teil unverändert in *Saintré* wiederkehren. Eigenen Wert scheint es nur in den erzählenden Einlagen zu besitzen, denen neuerdings die Ehre eines Abdruckes widerfuhr.

Der Sibillenberg. Diese Erzählung hat geradezu Berühmtheit erlangt, seit Söderhjelm vor acht Jahren sie herausgegeben und zum Gegenstand erfolgreicher Forschung nach dem Ursprung der Tannhäusersage gemacht hat, an der sich seitdem eine Reihe von Gelehrten beteiligen. Im Jahre 1420, als La Sale zum zweitenmal in Neapel erschien, trieb ihn, so erzählt er uns, die Neugier nach dem Berg, von dem er seit seiner Jugend immer hatte reden hören. Er entwirft ein genaues Bild von der Gestalt des bei Norcia gelegenen Venusberges und dessen Höhle; in der beigegebenen Zeich-

Digitized by Google

nung überrascht und ergötzt er uns durch die anschauliche Schlichtheit seiner Kunst. Gewissenhaft berichtet er sowohl über das, was er gesehen, als namentlich auch über das, was er gehört hat; mit fast wissenschaftlichem Eifer sammelt und sichtet er die Nachrichten über frühere Besuche der Höhle, die weiter hinabführten als der seine. Da sind junge Leute von Monte Monaco drin gewesen, aber vor einem schauerlichen Sturmwind zurückgeprallt; da hat ein Priester sich wiederholter Besuche gerühmt bis vors metallene Tor, das Drachen mit glühenden Augen hüten, *'mais aucuns veulent dire que maladie lui fit veoir ces advisions.'* Dann folgt die Hauptsache, die Geschichte von zwei Deutschen, *'qui sont gens grandement voyageurs et querant les aventures du monde'*, die jener Priester hinabgeleitet haben wollte. Sie haben die 330 Tage dort unten im Paradis de la Reyne Sibylle geschwelgt, sind mit knapper Not wieder herausgekommen und nach Rom gezogen, Vergebung zu erlangen. Durch ein beklagenswertes, allzu langes Zögern des Papstes mutlos gemacht, sind sie, der Ritter voll Verzweiflung, der Knappe voll Gier, in den Schofs des Berges auf Nimmerwiedersehen zurückgekehrt. Ihre Namen vermutet La Sale in schwer leserlichen Inschriften am Eingange der Höhle gefunden zu haben: *'Her Hans Wanbranbourg intravit'* weist auf den Ritter. Einen von diesem Unglücklichen hinterlassenen Brief wünscht der Höhlenforscher zu sehen, doch man bedauert: der Papst hat ihn verbrennen lassen. — So schwankt denn unser Gewährsmann hin und her zwischen Glauben und Unglauben; der geheimnisvolle Zauber der Geschichte ist zu mächtig, als dafs er ihm entrinnen könnte. Er verwahrt sich feierlichst gegen die Unterstellung, dafs er die Sibille besucht habe: *'ce que à Dieu ne plaise ne vouldroie avoir fait'*; keiner soll so etwas von ihm sagen; er weifs den Schmerz eines Gascogners zu würdigen, der seinen Bruder dort verloren haben soll, *traictre à son créateur à qui sur fons il avoit fait homaige de son ame.* Doch er entschliefst sich, die Sibille zu leugnen. Das sind Erfindungen der einfachen Leute; das hat er schon zu Rom einem Herrn gesagt, der von ihm durchaus Nachrichten über einen im Venusberge weilenden Oheim haben wollte; das ist falscher Glaube, *'faulce foy'*, widerlegt durch die Heilige Schrift: *'depuis la passion nostre seigneur Jesuschrist, toutes ydolles perdirent leur maulvaistiez'*, widerlegt durch die griechischen und lateinischen Schriften, denn diese Sibille wird von keiner erwähnt. Nachdem er so den Ernst der Sache erledigt hat, wagt er gar einen kleinen Scherz, indem er seinen 15jährigen Zögling Jehan nebst zartem Ehgemahl zu einem Besuche besagter Königin einlädt.

Die Liparischen Inseln. Die Erinnerung führt ihn hier weiter zurück, ins Jahr 1406, die Zeit seiner ersten Anwesenheit im italienischen Süden. Mit einer gröfseren Zahl nordfranzösischer Ritter und Knappen hat er sich in Messina auf einem katalanischen Segler nach Palermo eingeschifft. Sie sehen gräfslich geringelte

Digitized by Google

buntfarbige Rauchwolken den zerklüfteten Bergen auf 'Estrongol' und 'Boulcan' entsteigen; staunen die unnahbaren Felswände von Stromboli an, die niederfallenden feurigen Steine, so schwer, dafs sie jeden Harnisch durchschlügen, und lassen sich von anderen erzählen, die unter den Füfsen schmelzen. Vor Vulkano steht eine Felsennadel; dort legen sie an; das Schiff wird darangebunden und ein Holzkreuz an das Tau geheftet, wie es von jeher dort Sitte ist. Den jungen Leuten wird das Warten lang; trotz Abratens wollen sie den Berg besteigen; *'conseil de folle jeunesse nous y fit aller.'* Doch oben dreht sich der Wind, treibt ihnen den stinkenden Qualm entgegen, und in toller Flucht, gleitend, fallend und rollend, langen sie wieder unten an, vom Hohngelächter der anderen begrüfst. Dabei haben sie ihre Schwerter samt Scheiden verloren, die ihnen als Stützen dienten; sie müssen sie wieder holen. Das geschieht am nächsten Tag, und da es gerade windstill ist und sie ihre Schande gutmachen müssen, gehen sie ganz hinauf und blicken in den grofsen Schlund hinab. — Am Abend desselben Tages legt ein struppiger Riese an ihrem Schiff an und steigt herauf. Der Befehlshaber von Lipari schicke ihn, sagt er, um nachzusehen, wer sie seien. Man bewirtet ihn, und der unheimliche Struwwelpeter mit seinen langen, schmutzigen Nägeln, ungekämmten, über die Schulter hängenden Haaren, seinem breiten Lachen wird dabei nach Körper, Kleidung und Gebärde aufs genaueste von dem jungen Knappen beobachtet; so genau, dafs er vierzig Jahre später dessen greifbares Abbild seinem Zögling vor Augen stellen kann: *'il me semble que je le vois, toutes les foys qu'il m'en souvient.'* Der wortkarge Bursche, auf das Kreuz am Tau weisend, bricht plötzlich in ein Gelächter aus. Befragt, erzählt er: 'Wir von Lipari hatten einst Krieg mit allen. Da schickte mich der Herr, nachzusehen, was für Völker auf den Schiffen hier im Hafen seien; denn ich verstehe alle Sprachen dieser Meere. Ich band mein Boot an einen Rosmarin dort drüben an der Küste von Lipari, schwamm herüber, machte die Taue los und versteckte mich. Da stiefsen die Schiffe aneinander, die Leute sprangen heraus, und an ihren zornigen Worten konnte ich hören, ob sie genuesisch oder kastilianisch oder provenzalisch sprachen. Seitdem ging die Kunde, die Geister des Stromboli und Vulkano binden die Schiffe los von dieser Felsnadel hier, und jedes Schiff macht jetzt jenes Zeichen dran.' Das Wort 'Kreuz' kommt nicht über seine Lippen. Sofort machen die Schiffsjungen, die das gehört haben, die Kreuze weg, und der Mann rudert davon. Doch in der Nacht erhebt sich ein furchtbarer Sturm, der Vulkano schickt seinen Rauch herunter, das Schiff treibt auf die messerscharfen Felsen von Lipari zu; sieben schwere Anker und Gottes Gnade bringen es endlich zum Stehen. Die Mannschaften der anderen Schiffe helfen ihnen später wieder zurück und schelten sie, sie haben die Taue losgemacht. Und doch sind es nur die Kreuze gewesen. Als endlich der Befehlshaber

Digitized by Google

von Lipari erscheint, wundert er sich sehr, dafs er einen Mann hergeschickt haben soll; er läfst die gröfsten Leute der Stadt kommen und von unserem Schiffschreiber mustern; umsonst; es müsse, versichert er, einer der Vulkangeister gewesen sein. So gehe es allen Schiffen, die kein Kreuz ans Tau machen. — Es können Lügen gewesen sein, was der Liparer da sagt, meint zum Schlufs La Sale, der nicht für leichtgläubig gelten mag, obwohl seine Darstellung des Herganges in allen Teilen auf eine übersinnliche Auslegung abzielt.

2. *La Sale.* Ein ähnliches Wortspiel, wie dem früheren Erziehungsbuch, setzt er dem späteren voran, das zunächst den Söhnen des Ludwig von Luxemburg gilt: ein Saal, der aus den menschlichen Tugenden aufgebaut ist. Es ist ein Lehrbuch der Moral, das sich im wesentlichen aus Stücken alter Literatur, klassischer und christlicher, wie er sie wohl in Übersetzungen vorfand, zusammensetzt. Er will sich den Trübsinn des Alters mit dieser Arbeit vertreiben, in die Erinnerungen aus seinem zweiten und dritten Aufenthalt in Italien eingelegt sind.

Die Belagerung von Neapel, 1437. Während René in den Abruzzen steht, haben Alfons von Aragon und sein Bruder, der Infant Peter von Kastilien, Neapel eingeschlossen. Sie legen ihre Leute in die schönen Kirchen rings um die Stadt und schiefsen mit Feldschlangen von St. Angelo nach der hohen Carmine herein; doch durch Gottes Gnade hält das schwache Gebäude den Schlag einer mächtigen Steinbombe aus. Eines Morgens sagt Peter zu Alfons: 'Hört diesmal die Messe für uns beide', und reitet hinaus. Einer der Handwerker auf der Mauer, die dort unter dem Befehl eines Ritters stehen, feuert ein Geschütz los, die Steinkugel fliegt auf einen Sandhaufen, prallt dort ab und reifst dem Infanten den Kopf ab. Einer seiner Leute ergreift das Scharlachbarett, in welchem Teile seines Kopfes stecken, verbirgt es unter der Kapuze und geht durch die Gräben nach dem Kastell Capuano, wo die königliche Familie wohnt. Eben hat La Sale die Wache; der Mann will die Königin selbst sprechen, er habe eine freudige Nachricht für sie. Vorgelassen, kniet er nieder: 'Ich bitte um ein Trinkgeld für den Tod Eures Feindes,' zieht das Barett heraus und schüttelt die Kopfteile auf den Teppich. Voll Entsetzen und Mitleid eilt die Königin mit ihren Damen hinaus; der Mann erhält sechs Dukaten und wird fortgeschickt. — Als später beim Sturm die Annunziata beschossen wird, legt sich die Gebenedeite selbst ins Mittel, und ein achttägiges Gewitter bringt das Heer zum Abzug. Das alles berichtet der Erzähler als Augenzeuge und ermahnt alle Fürsten und Herren mit diesen schönen Beispielen von bestrafter Gottlosigkeit.

Treue Frauen. Im Jahre 1425 besucht er mit Ludwig von Anjou Pozzuoli; er erinnert sich an die Schwefelwerke, Heilquellen, einen Sibillenpalast und den Lainofluſs mit faulen Fischen. Dort sehen sie einen Edelmann aus Neapel, der als Aussätziger die Bäder

Digitized by Google

braucht. Seine schöne und tugendhafte Frau geht nicht von seiner Seite, trotz aller Gefahr und Schande, sie pflegt ihn wie ein kleines Kind, niemand sonst rührt ihn an. La Sale kann nicht umhin, ihren Verwandten sein Mitleid auszusprechen; doch sie hat immer nur geantwortet: 'Ach, liebe Brüder und Freunde, ihr wifst, dafs Gott ihn mir gegeben hat. Redet mir nicht davon, dafs ich ihn verlassen soll in seiner Not; dafür hat er mich zu sehr geliebt.' Lieber wollte sie von allen verlassen sein.

Noch einen Fall will er erzählen, den er um so höher schätzt, als eine Frau aus niederem Stande solche Liebe zeigt. In der edlen Stadt Arles, einst Hauptstadt des Königreichs Sizilien, lebt im Jahre 1429, unter seiner Landvogtei, ein Barbier mit seiner wackeren Frau Jehanne. Gleich bei seinem Amtsantritt ist er ersucht worden, dem armen Barbier, der von Aussatz ergriffen ist, die Stadt zu verbieten. Oft ist die Frau, deren Liebe stärker ist als das Grausen vor dieser häfslichen Krankheit, weinend und flehend bei ihm gewesen, er möge ihrem Mann doch kein Unrecht tun; dieser wird von neuem untersucht: er wird aussätzig befunden. Da bittet ihn die Frau, die es nicht mehr verhehlen kann, mit gerungenen Händen darum, ihren Mann im Hause zu lassen; er soll sein Zimmer nie verlassen. Gerührt von den kläglichen Worten, zieht der Landvogt, trotz der Strenge des Gesetzes und trotz der Gefahr der Verdächtigung, die Sache eine Zeitlang hin, bis er den Kranken schliefslich doch hinausschicken mufs. Da zieht sie mit ihm, verläfst ihn draufsen keine Stunde und ist bald darauf zugleich mit ihm gestorben. — Wenn nun die Natur so viel Liebe in eine niedere Frau gelegt hat, wie grofs mufs sie erst bei solchen hoher Abkunft sein!

St. Hieronymus. Diesen Beispielen geht voraus ein *'très malgracieux aux Dames et très espoventable premier example de mariage'*, das er dem Vorkämpfer des Mönchtums entleiht. Es ist aber kein Einzelfall einer schlechten Ehe, sondern eine mitunter wörtliche Anführung der scharfen Sätze, mit denen jener antike Weltflüchtige die Ehe selbst angreift. Etwas Ungereimteres gibt es nicht als diese Worte im Munde unseres weltfrohen Edelmannes; doch Monseigneur St. Jherosme hat sie gesprochen, und die Gelehrsamkeit verlangt ihr Recht. Er gebraucht wenigstens die Vorsicht, sich fortgesetzt auf ihn zu berufen: *sages homs ne se devoit point marier* (*non est uxor ducenda sapienti*); *trop forte chose est de servir ensemble à femme et à livres* (*nec posse quemquam libris et uxori pariter inservire*); *il y a trop de choses à usaiges de femmes generalement, c'est assavoir precieulx vestemens &* (*multa esse quae matronarum usibus necessaria sint: pretiosae vestes &*); *il la fauldra tousjours regarder et sa grant beaulté louer* (*attendenda semper est ejus facies et pulcritudo laudanda*); *s'il est povre, sera très fort de la nourir, et s'il est riche, sera plus fort de la souffrir* (*pauperem alere difficile est, divitem ferre tormentum*). Manche dieser Sätze werden auch freier behandelt, wobei

Digitized by Google

die Zuspitzung der Form bisweilen erfolgreich mit dem Original wetteifert. So wird übersetzt: *quid prodest diligens custodia, cum uxor servari impudica non possit* sehr gewandt: *que vault la fastidieuse garde de la chetive qui ne se veult garder?* Unter dem Druck der unbegrenzten Achtung spürt er nur langsam, wie unverträglich diese Reden mit seiner Absicht sind; in seiner Unselbständigkeit spricht er sogar dem alten Römer nach, was dieser über Adoption sagt, nicht nur die Eheschmähungen des Mönches; bis er schliefslich einlenkt und versichert, dafs der Kirchenvater damit nur das gemeine Volk und nicht die Fürsten im Auge gehabt habe, die vernünftigerweise ihre Herrschaften natürlichen Erben hinterlassen.

Dafs hier Beziehungen zu den *'Quinze Joyes de Mariage'* vorliegen, ist klar. Zuerst hat sie Stern erkannt, der die entsprechenden Stellen aus Hieronymus wiedergibt und mit Recht vermutet, dafs deren Verfasser hieraus seine Anregung geschöpft habe. Der Umstand, dafs Hieronymus im *Saintré*-Roman erwähnt wird, genügt ihm als Beweis für La Sales Urheberschaft der Ehesatire. Nach ihm hat Gossart den zweiten Fund gemacht mit der Entdeckung obigen Kapitels im Erziehungsbuch; sie galt ihm als eine Erhärtung des Sternschen Beweises. Tatsächlich steht aber nichts weiter fest, als dafs unser La Sale den Kirchenvater benützt hat und der Ehesatiriker auch. Und wie grundverschieden sie es getan haben, lehrt der Vergleich. Dieser macht sich den Gegenstand völlig zu eigen und atmet denselben Geist mit einer merklichen Beigabe von Schlüpfrigkeit; jener ist unbeholfener, blinder Nachsprecher, dem man das Unbehagen anspürt, und der sich schüttelt wie ein nasser Pudel, als er heraus ist. Sein Ehekapitel hat übrigens eine Einlage, die an die *Quinze Joyes* stark anklingt, ohne dem Hieronymus entlehnt zu sein; es ist ein Familienstück: Die putzsüchtige Frau, das wie aus jenen abgeschrieben ist. Bezeichnenderweise ist es unverfänglicher Art, in Übereinstimmung mit der Auslese, die er auch bei Hieronymus getroffen hat, wo er alles Anstöfsige tunlichst übergeht.

Von der athenischen Sittenkomödie zieht sich eine immer dünner werdende Ader bis in die Frühzeit der französischen Prosadichtung. Aus Menanders Stücken gewinnt Theophrast seine Charaktere. Hieronymus beruft sich auf Theophrast zur Stütze seiner Lehren und wird so der Kanal, der den griechischen Spott durchs Mittelalter leitet. Er ergiefst sich auf steiniges Bett bei La Sale und auf fruchtbares bei dem Ehesatiriker, wo er endlich, nach 1700 Jahren, wieder eigenartig neues, künstlerisches Leben weckt.

3. *Le Resconfort de Madame du Fresne.* Eine Trostschrift für seine Nachbarin auf Burg La Fère an der Oise, die ihren einzigen Sohn verloren hat. Es ist Gottes Wille gewesen; er will nicht, dafs wir unser Herz an irdisches Gut hängen; Ihr müfst ihm dafür danken, dafs er ihn als Engel in sein Paradies genommen hat. Trauer zernagt das Herz und schadet obendrein dem Gestorbenen

Digitized by Google

an der Seligkeit, wie die Erscheinung beweist, die einer Frau in ähnlicher Lage geworden ist. Durch die Fürbitte der Heiligen müssen wir uns an Gott wenden um Befreiung von unserem Schmerz. So mahnt La Sale, unter Hinweis auf die Worte Christi, Senekas und Sankt Bernhards; dann empfiehlt er beiden Eltern noch als besonders wunderkräftig den heiligen Michael von Angers, dessen Fürbitte bei Gott es wohl bewirken könnte, dafs er ihnen einen neuen Sohn schenkte. Es folgen zwei Beispiele stoischer Schmerzüberwindung durch edle Frauen.

Die Hinrichtung der Geisel. In seiner Jugend hat La Sale folgende Tat des schwarzen Prinzen erzählen hören. Brest ist von den Engländern belagert; der Burgvogt Du Chastel hat seinen dreizehnjährigen Sohn als Pfand für das Versprechen ausgeliefert, dafs er die Festung übergebe, falls er nicht Hilfe vom König erhalte. Ein königliches Schiff mit Lebensmitteln gelangt glücklich herein; doch der Herold, der den Knaben zurückholen will, wird mit einer grausamen Antwort abgewiesen. Ein dramatischer Auftritt folgt: Du Chastel hält Rat; man schaut sich an, keiner will reden. Sie sehen nicht, wie man den Platz ohne Schande übergeben könne. In der Nacht, von den Seufzern des Gatten erschreckt, erfährt die Mutter, was dem Kinde droht, und glaubt, sie müsse sterben vor Schmerz. — Es erscheint der englische Herold mit der letzten Aufforderung des Prinzen; niemand weifs dem armen Feldherrn in seiner Seelennot zu raten. 'Habt Mitleid mit mir und unserem Sohn,' fleht seine Frau ihn an; dann wendet sich plötzlich ihre grausame Trauer in tugendhafte Rede: 'Es sei mir verziehen, was ich jetzt sage; aus edlen Männerherzen, nicht von schwachen, dienstbaren Frauen sollte solcher Rat kommen. Doch Kinder gehören den Müttern. Gott sei mein Zeuge: in seine Hände lege ich meinen lieben Sohn und trete ihn Euch ab mit allen Mutterrechten, zur Wahrung Eurer Ehre.' Das Opfer wird angenommen. Der französische Herold überbringt seines Herrn Entschlufs in feierlicher Rede: er ist bereit, ihm zu beweisen, dafs er, *saulve l'onneur de prince,* gelogen hat, wenn er ihn vertragbrüchig heifst. Für den Fall, dafs der englische Prinz seinen Sohn auf dem Marktplatze hinrichten lassen will, wird alles zum Ausfall bereit gestellt; unter dem Lärm der Kanonen, Trompeten und Geschrei werden sie unter seiner Führung hinausstürzen. — Inzwischen hat der wütende Prinz den Knaben fesseln lassen. 'Man will dich nur vor die Burg führen, damit dein Vater sich ergeben soll,' hat der mitleidige Wächter zu dem Weinenden gesagt; von einer dichten Schar von Bogenschützen wird er samt dem sich sträubenden Herold auf den Rundenberg hinaus begleitet. Als das Kind wahrnimmt, dafs der Weg nicht vor die Burg führt, bricht es in ergreifende Klagen aus: 'Thomas, mein Freund, Ihr führt mich zum Tode! lieber Vater, ich soll sterben! liebe Mutter, ich soll sterben!' Es schaut vor sich, hinter sich, um sich, da erkennt es den Herold

Digitized by Google

seines Vaters an seinem Wappenrock, und bei seinen erneuten Klagen sinkt der Mann um, von Schmerz betäubt. Auf dem Berge angekommen, hebt man es vom Pferde, ein Mönch spricht ihm Trost zu; doch man muſs ihm den Kopf halten bei der Hinrichtung. Der Herold läſst den Leichnam nach der Burg tragen. — Du Chastel hat nicht Zeit gehabt, den Ausfall auszuführen; kaum sind die Tore geöffnet, so sieht man auch schon seinen Herold zurückkehren. Aus Liebe zu seiner Gattin bleibt er und wartet. Nun sind sie da. Er faſst das Haupt seines Kindes, küſst es und bittet es um Verzeihung: 'Du bist gestorben, um deinem Fürsten die Treue und meine Ehre zu wahren.' Dann wird es bestattet. Der Gattin wagt er dessen Tod lange nicht zu gestehen. Als sie ihn endlich erfährt, zeigt sie sich ruhig und gefaſst, ihrem Herrn zuliebe. — Doch dem englischen Prinzen wird, als er eben abziehen will, eine schwere Niederlage beigebracht; Scharen von Gefangenen werden in die Burg geschleppt. Dort wird auf dem höchsten Turm ein Galgen errichtet und 75 Edelleute daran aufgehängt, kein Lösegeld wird angenommen. Anderen 106 läſst Du Chastel ein Auge ausreiſsen, ein Ohr und eine Faust abhauen und schickt sie dem Prinzen zurück als Dank für die überlassene Leiche seines Sohnes.

Eine seltsame Unterweisung in der Gottergebung, die uns La Sale als echten Sohn seines Standes und seiner Zeit zeigt. Nève weist übrigens nach, daſs er sich in der Person des schwarzen Prinzen täuscht; nicht von diesem, sondern vom Herzog von Anjou, als er 1375 eine bretonische Stadt belagerte, erzählt Froissart eine Begebenheit, die die Sage wohl in obiger Weise umgestaltet hat.

Die Erstürmung von Ceuta, 1415. König Johann von Portugal hat die heilige Eroberung der Sarazenenstadt unternommen, und Gott schenkt unserem provenzalischen Knappen die Gnade, dabei zu sein, zugleich mit Pikarden, Vlamen, Normannen und Polen (vermutlich eine Verwechselung mit Deutschen; die barons de Poullainne führen in *Saintré*, soweit sie erkennbar sind, deutsche Namen), wenig Engländern, denn eben belagert König Heinrich V. Harfleur; noch weniger Kastilianern, deren König die Beteiligung verbietet. An einem Augustmorgen fährt das Heer von Gibraltar herüber und landet am Berg Almina unter dem Schlachtruf: Gott, unsere Frau, Sankt Jakob und Sankt Georg! Im ersten Ansturm werden die Sarazenen bis ans Stadttor geworfen, wo ein furchtbares Gewühl entsteht; Freund und Feind dringen zusammen in die Straſsen. Dort wird der junge Königssohn Heinrich in einer Seitengasse eingeschlossen; sein Erzieher sieht die Gefahr, bahnt sich mit seinem Zweihänder einen Weg durch die Menge und rettet ihn; aber ach, der tapfere Ritter bleibt. Noch steht die Burg und die Fezer Vorstadt; sie fallen noch am Abend, denn ohne ein Stück Harnisch abzulegen, hat man fortgekämpft. Am folgenden Sonntag weiht der König die Moscheen und schlägt die Knappen zu Rittern. Mancher

Digitized by Google

Kampf wird noch bestanden, aber Tag und Nacht klagt der junge Heinrich um seinen treuen Diener. Wenn man ihn trösten will, sagt er: 'Wollt ihr, dafs ich nicht um meinen zweiten Vater trauere, der mich Gott und der Ehre dienen lehrte?' Drei Monate kleidet er sich schwarz; denn er erinnert sich an Cäsars Wort vom häfslichen Laster des Undanks. — Die heilige Nachricht des Sieges wird zur Freude aller guten Christen in Portugal verkündet, doch der alten Mutter des gefallenen Ritters wird der Tod ihres einzigen Sohnes verschwiegen. Bei der Rückkehr küfst der König seine Tochter, die Infantin, sowie die Damen ihres Gefolges, zu denen auch die unglückliche Mutter gehört. Als die Reihe an Don Heinrich kommt, sie zu küssen, kann sein mitleidvolles Herz sich nicht verbergen; zwei Tränenquellen entstürzen seinen Augen, und wortlos eilt er davon. Die alte Frau sieht ihm geängstigt nach; sie fragt hin und her; da eröffnet ihr der König, der selbst weint, dafs Gott ihren Sohn zu sich gerufen hat. Ohnmächtig auf ein Ruhebett getragen und wiedererwacht, erfährt sie vom König die Umstände seines Todes: 'Euer Sohn ist befreit von Sünde gestorben, im Dienste Gottes und zur Lebensrettung seines Herrn.' Da wird ihr Herz von Freude erhellt: 'Helft mir Gott danken, ruft sie den Umstehenden zu, der mir einen solchen Sohn geschenkt hat.' Sie wünscht Don Heinrich zu sehen; und als dieser, von Schmerz zerrissen, sich anklagt, dafs sie um seinetwillen ihren Sohn verloren habe, und von neuem zu klagen beginnt, da sagt sie zu ihm mit starkem, klugem Herzen: 'Wo ist Eure Tugend, dafs Ihr klagt wie eine Frau? Ich sollte klagen, denn mein Verlust ist unersetzlich; Euch aber kann es nie an guten Dienern fehlen.' Der König empfiehlt die alte Frau der besonderen Obhut der Infantin; 'bringt sie auf andere Gedanken, wenn Ihr sie traurig seht.' Doch nie hört man sie mehr klagen; nur Gebete hat sie noch für ihren Sohn. Don Heinrich aber stiftet eine ewige Seelenmesse für ihn.

Hohe Wertschätzung treuer Erzieherdienste hat der junge Antoine später selbst erfahren vom Hause Anjou; dieses Jugenderlebnis mag für ihn vorbildlich geworden sein. In der Klage des Zöglings: *'qui me adreschoit à servir premier Dieu, et puis honneur'* nennt er uns sein eigenes Lehrziel.

4. *Des anciens tournois et faicts d'armes.* In dieser Abhandlung, die er einem Enkel seines neuen Herrn widmet, gibt der Siebzigjährige seine Erinnerungen an die glanzvollsten Tage seines Lebens zum besten. Der anerkannte Meister der Wappenkunde und Tournierregeln äufsert sich tadelnd über die Unwissenheit in heraldischen Dingen, die unter den jungen Leuten auf dem Turnier zu Nancy, 1445, hervorgetreten sei, und gibt Anweisungen zur Einprägung der überladenen Wappen in Knüttelversen. Die Zeiten haben sich geändert: *'Ceste sy très noble coustume de tournoyer est fort délaissée'*, und zu ihrem Schaden: *'au prejudice de toute noblesse'*. In der guten alten Zeit waren die Säle bemalt mit schönen

Digitized by Google

Geschichten, berühmten Schlachten und Wappen. Und jetzt nur noch mit Jagden, Schäfereien und Liebesspielen, des öfteren zum Schaden unserer Seele und unserer Ehre. (Schloſs Runkelstein würde hiernach auf der Grenze beider Zeiten stehen.)

5. *Journée d'Onneur et de Prouesse,* der Zwillingsbruder des vorigen, mit noch stärkeren Zeichen der Greisenhaftigkeit. Es ist ein allegorisches Gedicht, das uns den Wettstreit der ritterlichen Tugenden vor Augen führt, die in zwei Scharen unter dem Oberbefehl der Frau Ehre auf der einen, der Frau Tapferkeit auf der anderen Seite einander gegenüberstehen. Seinen Ruhm vermehre es nicht, bemerkt Nève dazu.

6. In einem von Nève veröffentlichten Brief an einen neuen Mönch preist er diesen glücklich, daſs er dem stinkenden Rauch dieser elenden Welt entronnen sei, und versichert ihn, wenn er nicht durch Alter und Ehe verhindert wäre, würde er seinem Beispiele folgen 'um sein *très perileuse vie amender*'. Höflichkeit und üblicher Aufputz haben sicher groſsen Teil an dieser mönchischen Auslassung, können aber bei seiner Aufrichtigkeit nicht alles erklären; es ist der übertriebene Ausdruck für die Stimmung seines Lebensabends.

La Sale als Mensch und Künstler. Aus dem reichen Stoff von äuſseren und inneren Zeugnissen, der nunmehr vor uns ausgebreitet ist, ist es schon möglich, auch ohne Hinzuziehung seiner gröſsten beglaubigten Tat, des *Saintré,* sichere Grundlinien zu ziehen für die Bestimmung des geistigen La Sale und damit auch der geistigen Zeugungsmöglichkeiten. Denn das ist der durchgängige Eindruck: hier ist kein zusammengesetztes, widerspruchsvolles Wesen, dessen Erfassung Schwierigkeiten bereitet; keine überragende, kämpfende, sondern eine fast kindlich einfache, im Strom der Zeit und der Umgebung dahinschwimmende Seele. Seine angeborene Herzensgüte, wie sie im Mitleid mit den Schwachen zutage tritt, sei es in der Dichtung oder im Leben, spricht uns an. Ebenso angenehm berührt seine Bescheidenheit, die sich wiederholt auch in Ansehung seiner Erzählungskunst kundgibt: *'mon simple, rude reciter', 'pour l'ignorance qui est en moy'.* Das bisschen gallische Eitelkeit, mit dem er seine heraldischen und gelehrten Kenntnisse auskramt, tut ihr wenig Eintrag. Seine Sittenreinheit anzuzweifeln, haben wir keine Veranlassung. Er ist kein Spötter, kein Lüsterner, kein Enttäuschter. Ein geborener Optimist ergötzt er uns durch harmlos heitere Bilder und rührt uns durch zarte Behandlung menschlichen Leidens. Bisweilen freilich, obwohl selten, scheint er uns auch einmal hart und herb; doch dafür kann seine Zeit verantwortlich gemacht werden, so gut wie für die Klagen des Greisen sein Alter. — Sehr ernst nimmt er sein Erziehungsamt. Ihm gehört sein ganzes Leben und seine ganze Kraft. Nichts Beglaubigtes ist von ihm erhalten, was nicht mit diesem im Zusammenhang steht. Gottesdienst und Ritterehre

Digitized by Google

heifst seine Losung. Seine Gläubigkeit ist streng kirchlich: Messe hören, sich bekreuzen, heilige Namen rufen schützt vor bösem Zauber, dem er eine bedeutende Rolle zuweist. Bisweilen scheut er sich, dies offen auszusagen; ein vorübergehendes Sträuben seines Verstandes, ein leichter Anflug von Bildungseitelkeit mochte ihn daran hindern. (Eine Stelle im *Resconfort* macht es wahrscheinlich, dafs er auch ein Heiligenleben geschrieben hat: *Duquel si glorieux corps saint* [*Morice de Angiers*] *pieça vous monstray sa vie.*) Der Lehrmeister des Rittertums in seinen strengen, alten Formen drängt sich auch da vor, wo die Absicht eine ganz andere ist, wie in der Trostschrift, deren Beispiele bisweilen geradezu Unterricht erteilen in ritterlichen Umgangsformen, höfischen Reden und in der Auffassung der Standesehre.

La Sale versteht zu sehen und getreu zu berichten; in der lebendigen, anschaulichen Schilderung liegt der Schwerpunkt seiner Kunst. Leider aber läfst er sie meist nur ein kümmerliches Dasein führen; sie erstickt bei ihm in der Schulmeisterei und in der Aftergelehrtheit. Seine unsichere Haltung gegenüber den klassischen Zeugnissen, die er anruft (Entstellung von Namen, wie Catiline zu Katherine, mifsverstandenen Wiedergaben aus Hieronymus), zeigt, dafs er wenig eigenen Einblick genommen hat, und zwar aus Gründen allzu dürftiger Lateinkenntnis: ebendaher die Sucht des Halbgebildeten, sich damit zu schmücken. Bis tief in die erzählenden Teile hinein, die allein nur den Künstler zeigen, erstreckt sich der Bann; um so erfrischender wirkt es, wenn zwischen der steifleinenen Würde und der grauen Schulweisheit gesunder Sinn und echtes Gefühl durchbrechen. Solche Stellen lebhafter, natürlicher Erzählung sind in obigen Ausschnitten genug zu finden. Allerliebst ist die Rollpartie der Knappen am Volkano, von malerischem Reiz und gruseliger Wirkung der liparische Unhold, ergreifend die Klage des Knaben auf dem Todesgange, schlicht und edel die Worte der Gattin des Aussätzigen; der Gedanke der Mutter über ihr höheres Anrecht an den Sohn ist von überraschender Wahrheit, die Seelennot des Burgvogts, der zwischen Ehre und Vaterliebe zu wählen hat, teilweise packend geschildert. Reine Kunstwerke auch bescheidensten Umfanges herauszuschneiden, hält gleichwohl schwer, denn Mifsklänge durchsetzen auch das beste; folgerichtiger Aufbau fehlt selbstverständlich. Es ist derselbe Mangel an Logik, der dem geistigen Leben seines Standes, um nicht zu sagen seiner Zeit überhaupt, anhaftet. So hatte es für jene nichts Befremdliches, wenn der fromme Trostbrief mit der Abschlachtung englischer Geiseln schliefst; oder wenn die Frau einmal *une femeline et piteuse creature* geheifsen wird *à hommes subgettes,* sie, der zu dienen der Ritterbrauch erheischt.

In den so gewonnenen Rahmen pafst nun der Erziehungsroman *Saintré* vollkommen hinein. Die Verwandtschaft zwischen diesem und allem bisher Berichteten, Leben wie Werken, ist so eng, dafs er

Digitized by Google

wie zusammengesetzt erscheint aus deren Stoff und nach deren Formen. Es ist völlig derselbe Mensch, der hier vor uns steht, mit denselben Interessen, Lebenszielen, Geistesbildung, Weltanschauung; dazu geht die Übereinstimmung in sachlichen wie formalen Einzelheiten oft fast bis ins Lächerliche. (Sie aufzuführen ist hier nicht der Ort; die eingehende Untersuchung des *Saintré* im Hauptteil wird zur Bestätigung genügen.) Nur nach zwei Hinsichten liegt Neues vor. Ist *Saintré* auch durchaus artgleich mit den skizzierten Schöpfungen, so ist doch das Mafs der in ihm entfalteten Kunst, nicht sowohl der Stärke als dem Raume nach, ungleich gröfser. Die Erklärung liegt in der Gattung. Der Roman ist ein geeigneteres Feld für die Entfaltung der Erzählergabe als das Lehrbuch, sowohl nach Breite als nach Güte. Und wenn auch unter den erzählenden Einlagen jener lehrhaften Schriften Stücke zu finden sind, die sich mit den besten bei *Saintré* vergleichen können, so zeigt doch die Schreibweise hier fast durchweg eine strammere Zucht, wie sie dem mit Liebe Gepflegten entspricht. Mifsglückt dort nahezu jede jener langatmigen Perioden, in denen die blutloseren Berichte geboten werden, so gehört das hier zu den Ausnahmen, bei aller sonstigen Übereinstimmung im Bau dieser Schachteln. Ein Satz wie folgender aus der Salade (nach Söderhjelm): *'Lequel fut le derrain Pappe des parties de France, auquel ès parties d'Ytalie et des Allemaignes succeda pour pape messire Bartholomé, qui par la fureur du peuple de Rome, que en armes entra dedans le conclave, disans que tous estoient morz se ilz ne faisoient pappe qui fust Romain.'* ist nur ein gröberes Muster auch für die dickflüssigen Teile der *Saintré*-Syntax, während hier wie dort bei steigender Wärme der Erzählung eine leichtere Bewegung in die Sprache kommt. Die besonderen Kennzeichen für jeden Federstrich des La Sale, feststehende Wendungen für Übergänge, durchsetzen in gleich erdrückender Masse seine gute wie seine schlechte Prosa.

Nicht so leicht zu erklären ist etwas stofflich Neues, das uns *Saintré* in seinem dritten Teile bietet. Es verrät Beziehungen zu der satirischen Novelle, die wir sonst nirgends wahrgenommen haben. Wäre es der Geist der Novelle, der daraus spricht, so würde das unser Bild von dem treuherzigen Biedermann wesentlich verändern. Das ist es aber nicht. Dafs er gelegentlich einem harmlosen Scherz nicht abhold ist, zeigt sein Sibillenberg; doch hier verspottet er einen Abt und eine Dame, und das ist, bei allem vornehmen Mafshalten, als einfacher Tatbestand nicht mehr harmlos. Es fragt sich nur, wie weit das aus seiner Gesinnung hervorgeht. Mit seinem konservativen Wesen steht es in sichtlichem Widerspruch; wir müssen den Grund auf künstlerischem Gebiete suchen. Wir haben seine Unselbständigkeit gegenüber literarischen Gröfsen bei St. Hieronymus kennen gelernt; dort redet sein Mund, was sein Herz nicht denkt, und Ähnliches geschieht hier. Es ist eine Künstlerlaune, der Reiz der Neu-

Digitized by Google

heit, die seine Feder zum Entgleisen bringt, und seine Feder ist das Entgleisen gewöhnt, das hat uns sein Trostbrief gezeigt. Die Möglichkeit, daſs dieses Entgleisen unterstützt wird von einem unklaren Gefühl, das unvermittelt unter dem eifrigen Bekenntnis zu seinen staatserhaltenden Mächten schlummert, ändert nichts an dieser Auffassung, die eine bloſs fahrlässige Verletzung derselben annimmt.

Abweichende Urteile. Wie schlecht der ausgelassene Spott und die Schlüpfrigkeit des Novellisten, der vernichtende Hohn und die Bitterkeit des Satirikers dem beglaubigten La Sale zu Gesicht stehen, fühlt man unmittelbar. Jene beiden fallen weit über den gewonnenen Rahmen hinaus, auch abgesehen von dem reichen und doch gezügelten Redefluſs der *Cent Nouvelles,* der männlich kraftvollen, fast knappen Schreibweise der *Quinze Joyes,* beides Zeugen einer geistigen Schulung, über die unser La Sale nicht verfügte. Die schwere Vereinbarkeit so widersprechender Dinge fühlte auch G. Paris, der sich wiederholt mit ihm beschäftigte. Mit besonderer Freude begrüſste er die oben erwähnte Veröffentlichung eines Kapitels der *Salade* durch Söderhjelm, *'Le Paradis de la reine Sibylle'*; denn gerade dieser Sibillenberg hatte ihn selbst schon mächtig angezogen. Es ist von fast rührendem Reiz, was er uns 1897 in der Dezembernummer der *Revue de Paris* hierüber erzählt. Da sehen wir den alten Gelehrten, unter dem Zauber der Tannhäusersage wie der Persönlichkeit seines Lieblings La Sale, mit jugendlichem Eifer auf den Spuren des Ritters in die nördlichen Abruzzen reisen; leider sind die Beschwerlichkeiten der Besteigung des Gipfels (wohl die Punta della Regina in den Monti Sibillini, 2333 m) bei dem herrschenden Unwetter für ihn zu groſs; er muſs sich mit den Ergebnissen begnügen, die sein jüngerer Reisegefährte erzielt, welcher feststellt, daſs La Sales Name an den Wänden der Höhle so wenig mehr zu lesen ist wie der des deutschen Ritters 'Hans Wanbranbourg' (den G. Paris, nebenbei gesagt, zu einem Hans van und damit zu einem Niederländer stempeln möchte; ein ähnliches kleines Versehen, wie wenn er von einem médecin du roi de Saxe spricht, der Änäas Sylvius nach dem Venusberge fragt). Diese Sibillengeschichte ist ihm der Schlüssel zum Verständnis des seltsamen Mannes, *'l'auteur aujourd'hui reconnu non seulement de Saintré, mais des Quinze Joyes et des Cent Nouvelles',* dessen Leben und Schriften so reich sind an Gegensätzen und Widersprüchen. *'Cet épisode nous permet de relier le septuagénaire jovial au La Sale plus jeune et plus sérieux.' 'Une parenthèse qui nous fait pressentir le conteur facétieux des derniers jours.' 'Il prélude par là à ces narrations qui devaient faire sa gloire.'* — Die scharfe Beobachtung und der heitere Ton dieses Stückes mögen ausreichen zur Erklärung des *Saintré*; sie reichen nicht aus für die beiden anderen Werke. Zudem stehen die von Nève beigebrachten Zeugnisse der an und für sich ja nicht ganz unmöglichen Annahme

Digitized by Google

der Verwandlung eines jungen Pedanten in einen alten Zotenreifser völlig entgegen. Das Gewicht dieser Zeugnisse hätte dem Altmeister der französischen Literaturgeschichte vielleicht doch noch die so zäh festgehaltenen Ruhmestitel seines Lieblings abgerungen. Treffend bemerkt übrigens Nève, dafs diese für den ehrenfesten Ritter ein zweifelhafter Schmuck wären; sein Menschentum steht entschieden reiner und liebenswürdiger da ohne sie.

Der heutige Stand der Forschung und ihre Grundlagen. Etwas Abschliefsendes über La Sales Lebenswerk heute schon zu geben, ist unmöglich. Dazu fehlt es an der ersten Voraussetzung: die Herausgabe seiner sämtlichen bekannten Werke; seine *Salade* und *Sale* besitzen wir überhaupt noch nicht im Druck, von kleinen Ausschnitten abgesehen. Die drei Berühmtheiten sind zwar schon lange gedruckt, doch nur nach den ältesten auffindbaren Handschriften, nicht auch nach ihren frühesten Drucken, bei denen immerhin mit der Möglichkeit gerechnet werden mufs, dafs sie einzelnes getreuer wiedergeben als jene Handschriften, soweit sie nur Kopien sind; die Texte stehen noch nicht endgültig fest. Von der Forschung nach Urkunden und Handschriften ist noch viel zu erwarten. Wertvolle Fingerzeige mag auch die gleichzeitige Literatur noch in Menge bieten, die sowohl selbständig als in Verbindung mit solchen in La Sale und seinen Stiefkindern Aufschlüsse gewähren. Eine Reihe erprobter Kräfte sind heute auf diesem weiten Arbeitsfelde tätig, das sich um La Sale herum aufgetan hat; in Frankreich, Belgien, Deutschland und Finnland arbeitet man zusammen an seiner Wiedererweckung und der Durchleuchtung seines Umkreises. Es sind rasche Fortschritte zu erwarten; und doch stehen wir noch weit vom Abschlufs.

Der erste Teil dieser Arbeit bietet einen Überblick über das Gewonnene, die folgenden eine eingehendere Untersuchung der drei umstrittenen Prosadichtungen in ihrem gegenseitigen Verhältnis, die die hier gegebene Lösung der Hauptfrage stützen wird. Das Ganze will einführen und vorbereiten und füllt damit eine Lücke aus, da Nève wie Gossart den Schwerpunkt in die Mitteilung von Texten und Daten und in die Beweisführung gegen und für La Sales nicht eingestandene Vaterschaft legen; ihnen mag hier auch die Auskunft über die Literatur überlassen bleiben.

Wie weit die folgende Untersuchung gehen darf, auf welche Seiten des Gegenstandes sie sich beschränken mufs, hängt von der Beschaffenheit der Grundlage ab. Welche stoffliche und welche sprachliche Sicherheit bieten die noch nicht endgültig feststehenden Texte? Der Herausgeber der *Cent Nouvelles* (Wright, 1858) kann uns versichern, dafs seine Handschrift (Glasgow) den alten Drucken bedeutend überlegen ist, die voll sind von Nachlässigkeiten, Auslassungen und sprachlichem Neuputz. Genau so, wie hier das Ver-

Digitized by Google

hältnis der herausgegebenen ältesten Handschrift zu den alten Drucken gekennzeichnet ist, nämlich als das entschiedener Überlegenheit, stellt es sich bei den *Quinze Joyes* heraus, wenn man Jeannets Handschriftendruck (Rouen) (1857) mit Heuckenkamps Ausgabe der *Editio princeps* (1901) vergleicht. Arge Verstümmelungen des Sinnes sind häufig. So heifst es in der Handschrift S. 8 vom jungen Mann, der sich mit blinder Gier in die Ehe stürzt: *et fait tant qu'il entre dedans, et se marie; et pour la haste qu'il a de taster du past, avient souvent qu'il enquiert petitement des besoignes;* im Altdruck rein sinnlos: *et fait tant que il advient bien souvent que il s'enquiert petitement des besongnes.* Da sind Verlesungen wie *pour ce* für *pouvre* (S. 16); grobe Mifsverständnisse wie die Plumpheit: *Et advient aulcune fois quil lui cope des membres* statt des Nachsatzes: *et lui eust il coupé les membres* (S. 20). Viele Wörter sind dem Drucker unbekannt; für *esbanoioient* 'tummeln' setzt er *se bagnoient,* für *carathemens* 'gewisse Zaubermittel' setzt er ruhig *curateurs.* Veraltete und fremdartige Wörter und Ausdrücke werden durch neue und eigene ersetzt: *quel dyable* für *Quoy dea!, cause* für *coulpe, derniere* für *derraine.* Erläuternde Einflechtungen fehlen nicht; leider aber auch nicht die abgeschmacktesten Versuche, es besser zu machen. So sagt die ekle Frau S. 92: *que la chair li espoint comme asguilles,* d. h. ihr, der Frau in der Nähe ihres Mannes; daraus wird im Druck: *que la char lui pust tant comme se estoit une charongne,* d. h. ihm, dem Mann; aus *regarder les plus belles* wird das geistreiche *reguarder lesquelles ont le plus beau nes.* Man sieht: hätte man nur die *Editio princeps,* so müfste unser Urteil über das Werk nach mancher Hinsicht anders ausfallen; die Entstellung ist so garstig, dafs sie Heuckenkamps Sonderausgabe nicht verdiente. Sie gewährt uns jedoch den Nutzen, zu zeigen, wie sehr wir uns auf die Handschrift verlassen dürfen. Denn wo jene abweicht, tut sie es zum Schlimmeren, während diese in ihrer stofflichen und sprachlichen Haltung eine solche Gleichmäfsigkeit zeigt, dafs wir eine treue, wenn auch nicht haarscharfe, Wiedergabe des Originals darin erblicken dürfen. — Etwas günstiger stellt sich das Verhältnis zwischen dem von Söderhjelm veröffentlichten Stück einer Handschrift der *Salade* und einem früheren Druck derselben, den Nève wiedergibt. Dort zeigt sich der Altdruck, trotz mancher Verderbungen, nicht durchweg geringer. Neben den erwähnten Satzmifsgeburten, die für La Sale bezeichnend sind, so das Monster bei Nève S. 187, von Wort zu Wort identisch mit dem bei Söderhjelm, erscheinen einige Sätze dem Sinne und dem Bau nach vollkommener. So wird der zur Kennzeichnung von La Sales Schreibweise oben nach Söderhjelm angeführte Satz von den Päpsten bei Nève gerettet durch ein *fust esleu* nach *qui.* Ob die langen Abhandlungen über Geschichte und Etymologie, die sich bei Söderhjelm nicht finden, La Sale gehören, sei dahingestellt. Im übrigen die üblichen Mängel der Altdrucke: störende Auslassungen und erläu-

Digitized by Google

ternde Zutaten; so weifs der Altdruck folgendes von den Deutschen zu berichten: *Jadis fut ung chevalier, des parties d'Allemaigne, qui sont gens querans honneurs par voyages et cherchant les choses merveilleuses, autant et plus que nulx aultres gens du monde;* während sich die Handschrift auf die Angabe beschränkt: *qui sont gens grandement voyageurs et querant les aventures du monde.* In der sprachlichen Auffrischung der übereinstimmenden Teile, die immer noch fünf Sechstel des Ganzen betragen, beschränkt sich der Altdruck im wesentlichen auf einige orthographische Änderungen, wie *ennemi* für *anemy.* — Vom letzten Herausgeber des *Saintré* (Hellény 1890) erhalten wir ähnliche Versicherungen wie von dem der *Cent Nouvelles.*

Aus diesem Sachverhalt ergibt sich, dafs die Texte der drei Hauptwerke hinreichend feststehen und zwar seit nächstens einem halben Jahrhundert, um sie als Grundlage für Untersuchungen zu gebrauchen, die sich nicht nur auf den stofflichen und geistigen Gehalt, sowie auf die Kunstweise im allgemeinen, sondern auf die Besonderheiten des Stils und der Sprache erstrecken. Bezüglich der bescheideneren Prosastücke des La Sale läfst sich soviel noch nicht sagen; doch tragen sie mächtig bei zur Erhöhung der Sicherheit in der Beurteilung des *Saintré.* Auch in dem versehrten Zustand, in dem sie teilweise vorliegen mögen, knüpft sie ein enges Band der Gemeinsamkeit mit jenem zusammen, die sich namentlich auch in sprachlicher Hinsicht kundgibt. Besonders wertvoll wegen ihrer leichten Erkennbarkeit, richtige Leitfossile sind hier die La Saleschen Stilkrücken: *que vous dirai-je? car très longue chose serait; du surplus je me passe; dont je me tais; pour abréger; et cy laisserons; pour revenir à mon propos;* dazu die Steigerung mit *très,* die Verneinung mit *mye,* die Einführung der Redenden mit *dit-il:* alles in strengem Gegensatz zu den *Quinze Joyes,* in erkennbarem Teilverhältnis zu den *Cent Nouvelles.* Mit um so gröfserem Recht darf die Untersuchung der drei Werke bis auf den Wortschatz ausgedehnt werden. Sie hat nur Halt zu machen vor der Wortgestalt, solange wir nicht im sicheren Besitz der Originale sind. Die lautliche Gestalt des Wortes in ihrer Abhängigkeit von Ort und Zeit und Gesellschaftsschichte unterliegt am leichtesten der Entstellung unter der Feder auch des gewissenhaftesten Kopisten. Die Arbeit des Sprachforschers könnte nur kümmerliche Nachweise liefern, auch wenn die vorhandenen Hilfsmittel reicher und sicherer wären, als sie es sind. Mit der pikardischen Lautfärbung, die gelegentlich hervortritt, läfst sich daher zunächst nicht mehr anfangen als mit provenzalischen Einflüssen, von denen auch geredet wird. Das ausgesprochene Nordfranzosentum des Provenzalen La Sale erklärt sich durch die durchaus nordfranzösische Umgebung, in der er sich uns schon in zarter Jugend gezeigt hat; die *Joyas del gay saber* sind ihm so fremd geblieben wie die ganze Natur seiner Heimat, und wenn

Digitized by Google

er die erwähnte Zeichnung des Sibillenberges selbst gemacht hat, was ihm durchaus zuzutrauen ist, so hat er die ganze Welt bis zu den Dächern der Häuser mit nordfranzösischen Augen gesehen.

II.

L'Histoyre du Petit Jehan de Saintré.

Inhalt.

Einführung in den Minnedienst (5—111). Am Königshofe zu Paris dient der 13jährige Saintré aus Touraine als Edelknabe; schön, gewandt, bescheiden und diensteifrig, wird er von allen geliebt; im Reiten, Tanzen, Spielen und Singen tut es ihm keiner der anderen Knaben zuvor; sein Leib ist zart und fein, aber sein Herz ist von Eisen. Am selben Hofe weilt eine junge Witwe, sie gehört zu den Basen der Königin; nie wieder nach dem Tode ihres Herrn Gemahls will sie heiraten, um den früheren Witwen zu gleichen, deren die römischen Geschichten so ruhmvolle Erwähnung tun. Sie hegt nur den Wunsch, aus einem jungen Knappen einen berühmten Mann zu machen, und ihre Wahl fällt auf Saintré. Eines Abends, als der Knabe eben vom Gange aus in den Hof hinab den Ballspielern zusieht, kommt sie mit ihrem Gefolge vorbei und fordert ihn auf, ihr das Geleit zu geben, wie die Höflichkeit es erheische. Der beschämte Junge muſs mit auf ihr Zimmer, da er nicht zu den Männern gehört, und wird dort unter den Kammerfrauen einem grausamen Liebesverhör unterworfen. 'Seit wann habt Ihr Eure Geliebte nicht gesehen?' Die Zofen lachen; der Knabe errötet, weint und dreht verlegen am herabhängenden Zipfel seines Gürtels. Härter bedrängt, nennt er seine Mutter und Schwester als die einzigen von ihm geliebten Frauen und erfährt dafür den vernichtenden Tadel der Dame. 'Ha, miſsratener Edelmann, daran erkenne ich, daſs Ihr nie was taugen werdet. Woher stammen denn die groſsen Taten und hohen Ehren des Lancelot, Gauvain, Tristan und anderer französischer Ritter als davon, daſs sie ihren geliebten Damen treu gedient haben?' Da weint er fürchterlich, und die mitleidigen Zofen legen Fürbitte für ihn ein; gegen das Versprechen, sich binnen zwei Tagen eine Herrin und Geliebte zu wählen, wird er ungnädig entlassen. Wie von fünfzig Wölfen gejagt, enteilt er, erzählt seinen Freunden das böse Abenteuer und hat in der Freude über sein Entkommen sein Versprechen bald vergessen. Die Damen aber, die er früher bei Tische so eifrig bedient hat, meidet er jetzt wie Gift. Doch der Arme wird von den Schlauen bald wieder eingefangen. Bleich und zitternd und auf den Knien liegt er vor der strengen Dame, die ihre Zofen fragt, welche Strafe einem solchen Treubrecher gebühre. 'Laſst Gnade walten, er weiſs ja noch nicht, was Liebe ist.' Nun nimmt sie ihn beiseite, und in seiner Not nennt er ein zehn-

Digitized by Google

jähriges Mädchen als die erwählte Herrin. Dafür wird er gescholten. 'Welche Ehren, welche Beihilfe zu tapferen Taten erwartet Ihr von einem Kind? Eine hochgestellte reiche Dame müſst Ihr wählen und in hartem Dienst ihren Liebesdank erwerben.' Und nun zeigt sie ihm die Vorteile des Minnedienstes, und wie derselbe notwendig sei für das Wohlergehen des Leibes und der Seele, was für Anforderungen er an den treu Liebenden stelle und welches sein Lohn. Der arme Junge ist von den schönen Lehren tief gerührt; sie macht ihm Mut, schmeichelt und winkt ihm, und als sie schlieſslich gerade aufs Ziel losgeht und ihn fragt: 'Wenn ich die Dame wäre, wolltet Ihr mir gehorchen?' da unterwirft er sich kniend und gelobt den verlangten Gehorsam. Viele Gebote der Frömmigkeit und des geordneten Lebens bekommt er noch zu hören, die die Weisen des Altertums und die Heiligen der Kirche aufgestellt haben, dann erhält er zwölf Taler zu einem feinen Wams und Hosen, die mit verschlungenen Buchstaben gestickt sind. Aber niemand darf etwas von ihrem Bund erfahren; vor anderen soll er sich scheu stellen wie zuvor. — Mit verstohlener Freude betrachtet der Junge seine Taler, sobald er sich allein sieht. Bald erscheint er in dem schmucken Scharlachanzug, den der Hofschneider ihm machte, und alles ist entzückt. Dem König gefällt er noch besser als zuvor; der erste Knappe lobt ihn und schilt die anderen, weil sie ihr Geld in Kneipen vergeuden, wogegen alles Prügeln nichts helfe; die Dame, die ihn bei Tische sieht, wird noch verliebter. Draufsen im Gange vor ihren Frauen aber fragt sie ihn, woher er das Geld zu dem Anzug erhalten. 'Von meiner Mutter,' antwortet der Junge ohne Zögern; da droht sie ihm, sie werde seiner Mutter schreiben, und läſst den vor ihr Knienden von ihren Frauen emporheben, um mit Hohnlachen die schönen Sprüche auf seinen Hosen zu betrachten. 'Gelbschnabel, der Ihr seid, und wollt schon den Verliebten spielen.' Insgeheim fordert sie ihn auf, sich nicht einschüchtern zu lassen, und verabredet mit ihm ein Zeichen für ihre geheime Zusammenkunft: sie stochert in den Zähnen, und als Antwort reibt er sein rechtes Auge. Daraufhin treffen sie sich bei Nacht im Gärtchen, zu dem er den Schlüssel erhalten hat. Dort plaudern sie und küssen sich liebevoll.

Mit 16 Jahren wird der Junge vom Pagen zum Knappen befördert durch die Vermittelung seiner Dame. Mit vollendeter Anmut versieht er zum erstenmal das Amt des Truchsefs bei Tische mit der Serviette auf der Schulter; wieder einmal zieht die Dame die Nadel aus dem Busen, um die Zähne zu reinigen, und bei der darauffolgenden Begegnung schenkt sie ihm 140 Taler zur Beschaffung der zu seinem Amt nötigen Ausstattung. Sie nennt ihrem 'einzigen Freund und süſsen Gedanken' die Pferde, die Diener, die Gewänder, die Geschenke, die nötig sind; alle Beamten und Diener, alle Herren und Frauen des Hofes, ja die Königin selbst muſs beschenkt werden; denn Freigebigkeit gewinnt die Liebe aller. So steigt durch

Digitized by Google

den Rat und die Hilfe seiner Dame der Jüngling fortgesetzt in der Gunst seines Königs, der ihn nun auch beschenkt; um die Wette fließen ihm jetzt von zwei Seiten immer größere Summen zu; sein Glanz wächst, doch er bleibt anmutig und bescheiden.

Erste Waffentat: Turnierfahrt nach Spanien (112–204). Eines Tages, er ist inzwischen 21 Jahre alt geworden, eröffnet ihm die Dame, daß es nun Zeit sei, Waffenruhm zu holen. Einen goldenen Armring mit ihrer Devise soll er tragen, und um diesen soll er Lanzen brechen zu Pferde und mit der Axt kämpfen zu Fuß. Wenn er auch nicht zu den stärksten gehört, Gott, unsere liebe Frau und Sankt Michael werden sein Schutz sein, wenn er zu ihnen betet; und der Gedanke an die Gunst des Königs ist allein hinreichend, um einen Riesen zu besiegen. Sie selbst will Fasten und Pilgerfahrten geloben und am Freitag kein Linnen auf dem nackten Fleisch tragen, um ihm zu helfen. Saintré gehorcht freudig. Am ersten Mai legt er das Armband an und überreicht dem König den Waffenbrief, der von seiner ritterlichen Unternehmung eingehend Kunde gibt. Nur ungern, angesichts seines zarten Alters, gewährt der König seine Billigung; 'Gott und die Ehre haben es mir geraten,' antwortet er der Königin auf ihre Frage. Feste werden gefeiert; verschwenderisch wird die Ausrüstung betrieben; die Vettern des Königs, die Herzöge von Anjou, Berry, Bourgoigne und der Königselbst offen, die Dame im geheimen (und auf des Königs Aufforderung nun auch offen, aber ungern: 'Ihr schneidet dicke Riemen aus anderer Leute Haut') steuern gewaltige Summen bei; Geschenke werden ausgetauscht, und ein glänzender Zug von Rittern, Knappen, Knechten, Pagen, Herolden und Trompetern zieht am 15. Juli aus Paris hinaus. Am Vorabend hat er von seiner hohen Herrin in schmerzlicher Lust und trostloser Freude Abschied genommen; beim öffentlichen Abschied gibt er jeder der Frauen eine goldene Busennadel mit Vergißmeinnicht darauf, und keine kann sich enthalten zu weinen, so lieb haben sie ihn gehabt; auch seine Dame kann sich nicht bezwingen, entschuldigt sich aber vor der Königin mit dem Beispiele der anderen. Der Zug geht zunächst nach Avignon; dort trifft er den Boten, den er mit seinem Waffenbrief, den Weisungen seiner Dame gemäß, an den Hof von Aragon geschickt hat. Bei den vier christlichen Königen Spaniens: Aragon, Navarra, Kastilien und Portugal, sollte er der Reihe nach sein Unternehmen verkünden; nun ist es ihm gleich bei dem ersten geglückt, einen Gegner zu finden. Der Bote berichtet, er sei auf seinem Gang zum Königspalast in Barcelona von einem Ritter, dem sein Wappenrock auffiel, nach seinem Heroldsamt gefragt worden; er habe ihn vor den König begleitet, dort unverzüglich um die Ehre des Zweikampfes gebeten, und diese sei ihm gewährt worden. Enguerrant de Servillon, so heißt er, läßt sich seinem Bruder Jehan de Saintré empfehlen. —

Digitized by Google

So zieht denn Saintré über Perpignan nach Spanien. Vor Barcelona kommt ihm Enguerrant entgegen; doch als der den zarten Jüngling sieht, der sein Sohn sein könnte, schämt er sich der Abmachung und will ihm seinen Neffen als Ersatz anbieten. 'Gott hat es gefallen, daſs mein Unternehmen zuerst in Eure Hände fiel, ich halte mich an Euch.' Diese erlauchte Rede besiegt ihn; er führt ihn zum Königspaar, das ihn huldvoll aufnimmt, und entgegen der Sitte darf er dort alle Damen küssen. — Am 15. Tage nach seiner Ankunft findet der Kampf statt. In prunkvollem Aufzug erscheinen die Streiter in den Schranken, wo in reich geschmückten Zelten das Königspaar thront. Eine Distelblüte mit vier goldenen Blättern ist der Helmschmuck des Saintré, ein Hirschkopf der des Enguerrant. Die Lanzen werden gemessen; in langsamem Schritt, sich bekreuzend und den Segen sprechend, den seine Dame ihn gelehrt hat, reitet Saintré vor das Königszelt und verneigt sich so tief er kann; dann begibt er sich an seinen Platz, bekreuzt sich wieder, setzt die Lanze ein und spornt sein Roſs. Viermal rennen sie los und brechen ihre Lanzen leidlich; das vierte Mal erhält Enguerrants Hand einen Stoſs, der sie starr macht, und der Kampf muſs vier Tage verschoben werden. Neugeschmückt erscheinen sie wieder auf dem Plan; jetzt fliegen die Splitter der gebrochenen Lanzen in die Luft, die Trompeten schmettern, die Pferde rennen zusammen, verletzen sich, müssen ersetzt werden, Enguerrants Pferd dreht sich, so daſs ihn Saintré von hinten trifft, was nicht gilt; aber er hat fünf Lanzen gebrochen und Enguerrant nur vier, weshalb der König ihm den Preis zuspricht. Saintré erhält einen Rubin, gibt aber einen Diamant dafür, den Enguerrant sich lange anzunehmen sträubt; nur des Königs Befehl kann dem Höflichkeitsstreit ein Ende machen, der auch beim Hinausreiten sich wieder entspinnt. Nach zwei Ruhetagen sendet Saintré seinem Gegner zwei Streitäxte zur Auswahl, und am selben Nachmittag erwartet der Hofstaat den glänzenden Zug der Kämpfer, der sich bis vor die Tore des Turnierplatzes bewegt. Dort steigen sie ab und rüsten sich in ihren Zelten; zu Fuſs schreitet Saintré herein vor das Zelt des Hofes, und als er sich hier zum Gruſs auf ein Knie niederläſst, da könnt ihr die Damen mit gefalteten Händen zu Gott beten sehen, er möge ihn vor Unheil bewahren. Noch barhaupt läſst der Marschall die beiden auf die heiligen Evangelien schwören, daſs sie keinen bösen Zauber oder Teufelswerk bei sich tragen, daſs sie keinen Haſs gegeneinander hegen, und daſs nur Ehre und die ersehnte Gunst ihrer Damen sie zum Kampf treibe; dann wird der Helm aufgesetzt. Saintré läſst sein Visier herab; er reckt sich und dehnt sich in seinem Harnisch so leicht, wie wenn er in seinem Wams stecken würde. Auf des Marschalls Zeichen stürzen sie wie zwei entfesselte Löwen los. 'Meiner holden Dame, der ich gehöre!' ruft Saintré, und schon hauen die Äxte ein. Saintré schwankt unter dem schweren Schlag des starken

Digitized by Google

Mannes, aber er trifft ihn mit der Schneide an den Fingern der rechten Hand, und als Enguerrant sie wieder erheben will, kann er die Axt nicht mehr halten. Rasch nimmt er sie in die linke, doch Saintré schlägt sie ihm heraus. Wie verzweifelt stürzt jener auf ihn los und faſst ihn um den Leib, da ruft der König 'Ho, ho!', wirft seinen Stab herein, und die Kämpfer werden getrennt. Feierlich wird Saintré der Preis zugesprochen, aber er lehnt ihn ab; was er getan habe, sei nur aus Zufall geschehen. Alle sind erstaunt und des Lobes voll über diesen Gipfel der Ehre und Bescheidenheit. Zwar nimmt er auf des Königs Geheiſs die Axt aus Enguerrants Hand, der sie ihm freundlich überreicht; dafür bietet er ihm aber sein Armband an, und Enguerrants Gattin Alienor, die Base der Königin, muſs es schlieſslich behalten. Dafür gibt ihm diese einen schönen Perlschmuck aus ihrem Halsband. Vor dem Weggehen begibt sich Saintré nach seines Gegners Zelt, der vor Schmerzen Mühe hat beim Umkleiden. 'Ei, Bruder, hat Euch Eure Dame befohlen, daſs Ihr Eurem Spielgenossen mit solchen Hieben aufwarten sollt?' Jeder von beiden will zuletzt hinausreiten, jeder den anderen heimbegleiten, und wieder muſs der König eingreifen. Der Abschied naht; die Königin und alle Damen küssen Saintré und seine Gefährten; die Liebe hat schon mit ihren süſsen Funken manch trauerndes Herz entzündet, und aus diesen strömt nun das Wasser durch die Augen über ihr Gesicht hinab, so sehr sie sich mühen zu lächeln. Geschenke ohne Maſs und Zahl: Pferde, Leinwand von Reims, Waffen, Becher, andalusische Füllen, Wohlgerüche werden getauscht, und, geleitet von tausend Rittern und Knappen, zieht er von Barcelona weg, nach Frankreich zurück.

Damit man nicht meinen soll, er wolle sich seiner guten Kunde rühmen, schickt er keinen Herold nach Paris, sondern läſst einen Freund dem König brieflich berichten. Dort ist die Freude groſs. Tag und Nacht hat inzwischen seine Dame gebetet und, als sie vom Kampfe hörte, alle Mittwoch Messe lesen lassen und Wallfahrten gemacht. Als ihr nun in eiligem Lauf eine Zofe die ersehnte Nachricht bringt, hebt sie die Augen gen Himmel und dankt dem Herrn auf nackten Knien. So groſs ist ihre Freude, daſs sie sich kaum fassen kann und keine Ruhe findet vor dem glühenden Wunsch, ihn zu sehen. Nach langen Märschen kommt er an; es ist ein Vergnügen zu sehen, wie sie sich alle übereinander freuen. Am Hof wird geküſst und Tanz befohlen. Doch Saintrés Dame sagt zur Königin: 'Ei, er hat in Aragon genug getanzt; laſst ihn rufen und hier mit uns zusammensitzen und fragt ihn nach Art und Sitte der aragonischen Frauen.' Es geschieht. 'Setzt Euch alle, und die höflichste soll ihn auf ihrer Schleppe sitzen lassen.' Aber die Dame, um ihn von vorn zu sehen, will nicht die höflichste sein und hört nicht. Und während Saintré bescheiden von seinen Taten spricht und die Schönheit und die Gewänder der aragonischen Frauen

Digitized by Google

höchlich preist, weidet sie ihre Augen an ihm. Dann, wie wenn sie an nichts denke, schaut sie bald rechts, bald links, heftet plötzlich ihren süfsen Blick auf ihn, zieht aus ihrem Mieder eine Nadel und fängt an, die Zähne zu reinigen. Sofort antwortet Saintré damit, dafs er sein rechtes Auge reibt. In froher Herzensnot verbringen sie den langweiligen Tag bis zur ausgemachten Stunde der Nacht; da endlich tauschen sie ihre Küsse, da werden ihre Wünsche erfüllt und ihre Herzen geheilt; in diesen Wonnen schwelgen sie von elf Uhr bis zwei Uhr nach Mitternacht.

Turnier mit Polen und Lombarden bei Paris, mit Engländern bei Calais (207—265). Herr von Loisselench, ein polnischer Ritter von gewaltiger Stärke, der in seinem Wappen einen roten Stier mit schwarzen Hörnern und Hufen führt, kommt mit seinen Leuten nach Paris; denn hier am schönen französischen Hof, wo alle Edlen ehrenvoll empfangen werden, denkt er am ehesten Waffenruhm zu erwerben. Sein Herold Brunswich übersetzt seinen Waffenbrief, der zu fünffachem Kampfe fordert, aus dem Polnischen ins Französische. Sogleich wird Saintré von seiner Dame aufgefordert, als erster den König um den Zweikampf zu bitten. 'Obwohl ich Euch vor allen anderen abraten sollte, Euch in solche Gefahr zu begeben, so wollte ich doch, dafs Ihr überall der tapferste seid.' Saintré dankt seiner gefürchteten Herrin; kaum ist ihm die Erlaubnis erteilt, als viele andere mit der gleichen Bitte, doch zu spät, dem König nahen. Nach dem Gastmahl fragt die Königin durch zweisprachige Leute die Fremden nach den Frauen ihres Landes und bemerkt, es sei sehr schade, dafs sie sie nicht verstehe. Dann begrüfsen sich die Kämpen, wobei der Pole sich erst des jungen, zarten Gegners schämt, von seinen Taten in Aragon belehrt, ihn annimmt. Die Dame aber, als sie den mächtigen Mann sieht, erschrickt; fortan seufzt sie Tag und Nacht: 'Ach, ich Unselige, was habe ich getan? wenn ihm Unheil widerführe, würde mein Herz sich nie wieder freuen, und was noch schlimmer ist, vielleicht würde er mich nimmer lieben. Heilige Jungfrau, ich weihe ihn dir ganz aus Wachs, im Harnisch und zu Pferd, im Gewicht von dreitausend Pfund, erhalte ihn mir nur an Ehre und Leib!' Saintré jedoch ist freudig; da wird auch sie wieder froh und spricht ihm Mut zu. 'Gott hilft seinen Freunden, die Starken aber verachten die Schwachen und bitten nicht um seine Hilfe. Und wirft dich auch der Riese nieder, so kannst du doch nur Ehre davon haben.' — In der Strafse St. Antoine sind die Schranken aufgerichtet. Bei dem prunkvollen Aufzug geben die Herzöge von Alençon, Anjou und Thouraine Saintré das Geleit; als ihn seine Dame hereinreiten sieht, scheint er ihr schöner als je, ihre Reue erwacht, und sie fällt in Ohnmacht; die Königin und ihre Frauen waschen ihr Gesicht und Hände mit Weinessig, bis sie sich erholt, aber zusehen will sie nicht mehr. Das Lanzenreiten beginnt.

Digitized by Google

Im dritten Gang reifst Saintré seinem Gegner die grofse Armschiene herunter; dieser will weiterkämpfen unbewehrt, mufs aber auf das Verlangen seiner Kampfeshelfer schweren Herzens verzichten. Saintré erhält den Preis. Seine Dame wird von ihrem Ruhebett weg vor die Königin herangeführt, um ihn zu sehen, stellt sich nun aber, als ob ihr wenig daran liege, während sie die Gelegenheit erspäht, ihm zuzuwinken. An der Tafel der Königin versichert Saintré die Frauen, die den schönen Preisdiamant bewundern, er habe ihn nur durch ihr gütiges Gebet gewonnen; seine vortreffliche Dame tröstet er mit der Zuversicht auf Gottes weitere Hilfe. — Französische Grafen tragen beiden Streitern die Waffen voran, als es zum Fufskampf geht. Saintrés Lanze verfängt sich in seines Gegners rechtem Handschuh; sie zerren hin und her; dabei läfst dieser die Lanze fallen, denn seine Hand ist durchbohrt. Er wird verbunden; trotz seiner grofsen Trauer umarmt er den Jüngling, der ihn zu trösten kommt. Die Königin und Saintrés Dame lachen vor Freude, dann schützt diese Kopfweh vor, um sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen, wo sie in frommem Gebet Gott und Unserer lieben Frau für die bewiesene Gnade dankt. — Noch fehlen die Kämpfe mit Axt, Schwert und Dolch, doch der verwundete Pole kann sie nicht durchführen; er bedauert, dafs das Vergnügen der Damen nicht länger währen soll, und als er Saintré, dem Spruche des Königs gemäfs, die Preise überreicht, ist sein Herz so beklommen, dafs er kein Wort sprechen kann. Nun folgen die Feste; bei dem der Königin werden Herren und Damen durcheinander gesetzt, und Saintré kann mit seiner Herrin versteckte Höflichkeiten wechseln; es folgen reiche Geschenke, und die scheidenden Polen verkünden überall, dafs der französische Hof wahrlich die Blüte aller Gastlichkeit und der Stern aller Ehre sei.

Ein Jahr darauf findet Saintrés Herrin, dafs es Zeit sei, wieder etwas zu tun, um von ihm reden zu machen; als Franzose, der im Dienste des Königs so voran sei, wäre es gut, wenn er etwas gegen die Engländer unternähme. Zwischen Gravelingen und Calais soll ein Waffengang geschehen (vgl. *Cent. Nouv.* 62). Dem englischen König wird der Normannenherold geschickt mit der Mitteilung und der Bitte um zwei Monate Waffenstillstand vom 15. April bis zum 15. Juni, damit jeder hinkommen kann. Er wird gewährt, und Saintré läfst durch Pariser Meister zwei Turnierhäuser zimmern mit Sälen, Zimmern, Ställen und einer schönen, wohlbehangenen Schaubühne für die Richter. Bei seiner Ankunft in Gravelingen ist der Graf von Boulaingham schon in Calais und bietet sich ihm durch den Hosenbandherold an. Vier Wochen lang, je drei Tage, rückt ein englischer Herr nach dem anderen an, läfst auf dem Giebel des Turnierhauses sein Banner aufziehen und gewinnt oder verliert einen Edelstein im Kampf mit Saintré. Alle kämpfen gut und, Gott sei Dank! ohne Todesfall und grofses Blutvergiefsen; man beschenkt sich reich, und hochzufrieden scheiden die englischen Ritter.

Digitized by Google

Bald melden sich zwei Lombarden beim König, die im Gasthof zum Bären abgestiegen sind: Maltestes Herr von der Mark Ancona und Galias von Mantua, den die Venezianer später nach der Eroberung von Padua im Gefängnis erwürgen. Sie tragen ihren Goldschild am linken Arm durch die sechs christlichen Königreiche, denn den Sarazenen trauen sie nicht. Die Dame hat es gehört und verschafft Saintré und seinem jüngeren Freund Bouciquault den Vortritt. Die Axt des Markgrafen bleibt mit der Spitze in einem der Löcher von Saintrés Visier stecken, und beim Herausziehen fällt er zu Boden. So werden die beiden Lombarden ihres Schmuckes ledig.

Heerfahrt nach Preufsen (265 - 322). Der König hat Saintré auch hier zum Ritter machen wollen, doch dieser hat sich immer entschuldigt und versichert, er wolle es nur gegen die Sarazenen werden. — Durch den Tod seines Vaters ist er Herr von Saintré geworden. [Unentschieden bleibt kurz darauf der Kampf mit einem Engländer, der in Saintrés zu Boden gefallene Axt tritt.] Nun geschieht es, dafs im selben Jahr der Zug nach Preufsen stattfindet. 'Mein einzig Verlangen,' sagt da seine Dame zu ihm, 'für dieses Mal, und nicht wieder will ich dich daranwagen; heiliger und ehrenvoller kannst du nicht deinen Vorgängern folgen als bei dieser mächtigen preufsischen Heerfahrt, in dieser heiligen Schlacht, die gegen die Sarazenen geschlagen werden soll.' Er dankt seiner edlen und hohen Göttin auf den Knien; der König, der ihn lieber hat als alle anderen aufser den Herren seines Geblüts, ehrt ihn so sehr, dafs er ihm, zum Dienste Gottes und der heiligen christlichen Religion, den Befehl über 500 Lanzen und 3000 Schützen gibt, ohne die Herren, die auf eigene Kosten mitgehen, zusammen 160 Banner. Er versammelt die Herren und sagt zu ihnen: 'Der König hat es mit mir gemacht, wie es in der Geschichte von einem jungen Mönchlein heifst. Als dieses von einem Herrn, der seine Kirche besuchte, gefragt wurde, welches der artigste von ihnen sei, sagte es: "Der, den der Herr Abt meint." Dasselbe kann man auch von mir sagen.' Alle lachen und sagen, der König wisse wohl, was er tue. Aus allen zwölf Marken des Königreichs sind die Ritter gekommen; auch englische Vasallen aus Aquitanien und Deutsche aus Lothringen haben sich unter das französische Banner gestellt; Wappen und Schlachtruf eines jeden sind bekannt. — In rotem Wams mit weifsem Kreuz darauf, was sehr schön anzusehen ist, versammelt sich die Schar. Der Bischof singt die Messe in der Liebfrauenkirche, segnet das Banner und spendet die päpstliche Sündenvergebung. Der König erinnert sie an ihre edle Abkunft, die tapferen Taten der Vorfahren, das zu gewinnende Seelenheil, entschuldigt sich mit den grofsen Geschäften und mahnt sie zur Eintracht. Mit Tränen in den Augen segnet auch er sie in den drei heiligen Namen. Da kann vor Weinen keiner mehr ein Wort sprechen; man hört überall seufzen. Die

Digitized by Google

Königin reicht ihnen stumm die Hand. Saintrés Dame fällt nahezu in Ohnmacht. Die Frauen und Fräulein trauern mehr, als wenn ihnen ihre Eltern gestorben wären: 'Ach, wir Armen, nie wieder werden wir so frohe Gesellschaft sehen.' 'Jetzt geht unser Trost, Rat und Hilfe,' seufzen die Hofbedienten in ihrer Trauer um Saintré. — Wunderbar schön ist der Auszug; niemand arbeitet an diesem Tage, so wenig als an Ostern. Damen, Bürger und Bürgerinnen stehen auf den Treppen und an den Fenstern, seufzen und klagen und rufen Saintré ihre Wünsche zu.

Nach langem Ritt kommen sie nach der Stadt Thorn in Preußen; dort ist der Sammelplatz für das Heer. Der englische König hat nur ungern einige Herren hierher beurlaubt; die vier spanischen Könige sind zu Wasser und zu Land in den Krieg gegen die Könige von Granada und Marokko gezogen, welche die nächsten Sarazenen sind; aber trotzdem ist die Versammlung noch wunderbar groß. Da ist der Herzog von Braunschweig für den erkrankten Kaiser mit dessen Banner aus Gold mit einem schwarzen, zweiköpfigen Adler und dem Befehl über andere deutsche Herzöge, Grafen und Herren in Menge, zumal aus Limburg, Luxemburg, Bayern, Brabant, Holland und Seeland; da sind die Prälaten von Köln, Trier, Mainz, Passau und Lüttich; der Deutschordensmeister; die Vertreter der Kaiser von Konstantinopel, Trapezunt und Bulgarien; der König von Böhmen in Person mit seinem silbernen Löwen auf rotem Felde und unter seinem Befehl der Markgraf von Brandenburg, der Pfalzgraf, der Herr von Wirtemberg und viele andere Grafen und Herren; die Vertreter der Könige von Polen und Ungarn; zusammen 30 bis 40 Tausend Ritter und die sechsfache Zahl Troß. — Auf seiten der Sarazenen aber steht das größte Heer seit Mohammed; denn alle Sultane und Könige aus den drei Reichen sind da; aus Asien, vom Schwarzen Meer begrenzt, mit seinen 7548 Inseln; aus Türkenland, wo Ninive steht, das jetzt Babylon heißt, mit seinem 4000 Schritt breiten Turm; und aus Syrien, wo die Städte Palästinas liegen. — Am Tage der Schlacht, nachdem der Erzbischof von Köln die Messe gelesen, der päpstliche Legat die Sünden verziehen, reitet Saintré auf den König von Böhmen zu, zieht das Schwert und bittet ihn um den Ritterorden. Der gute König, der alle Franzosen liebt, umarmt ihn und erfüllt seinen Wunsch; viele folgen seinem Beispiel. Dann wird geritten; das französische Banner in der Vorhut voran, die der vier Kaiser im Mitteltreffen. Drei Treffen haben die Sarazenen, der Großtürke führt das erste, der Kaiser von Karthago das zweite, im dritten stehen Armenier, Russen, Walachen und Tataren. Als sie wieder auf Bogenschußweite nahe gekommen, richten die Geschosse der Feldschlangen, Bogen und Armbrüste solchen Schaden an, daß die türkische Vorhut sich nicht mehr vom Platze rührt. Dann rennen die Pferde durcheinander; der Herr von Saintré, der mit seinem reichen Helmbusch über allen erscheint, wirft, wie es Gott gefällt,

Digitized by Google

den Groſstürken tot zur Erde. Leute und Pferde stürzen und stolpern übereinander; Saintré wird von allen Seiten angefallen; doch von den guten Franzosen befreit, schlägt er das türkische Banner zu Boden. Schon ist das erste Treffen gebrochen; das zweite wird von den Böhmen und Polen niedergeritten, das dritte von den Ungarn. Wie Schafe werden die Fuſstruppen niedergemacht; seit der Schlacht von Pharsalus wurde keine solche Schlacht geschlagen. Erst bei Nacht ruht man aus; am nächsten Morgen sucht man das Feld ab; die verwundeten Sarazenen, die die Hände ausstrecken, um sich zu ergeben, werden erschlagen, die Christen in die guten Städte zur Pflege gebracht. Mit groſsen Ehren werden die Toten bestattet, und allen anderen geben die Franzosen ein Beispiel der Liebe, denn sie kleiden sich schwarz.

Als die heilige Nachricht bekannt wird, laufen alle wahren Christen sofort in die Kirchen. 'Ha, schöner Herrgott, du seist gelobt,' sagt der König, der sie bald darauf im groſsen Hof von St. Paul empfängt. 'Damit unser Herr die Seelen der Toten vom Fegefeuer befreie, sollen in allen Kirchen feierliche Messen gelesen werden.' Beim Fest am Abend fragt seine Dame Saintré: 'Wir haben Euch als anmutigen Knappen gesehen; seid Ihr nicht verändert, weil man Euch nun Herr und Ritter heiſst?' 'Ich bin ganz derselbe, der ich früher war,' sagt er und antwortet lächelnd auf das gegebene Zeichen. Dann bittet er den König, daſs er diese Nacht bei der Königin schlafe. 'Ihr habt es immer mit den Damen gehalten, Euch zuliebe will ich's tun,' sagt jener. Er teilt der Königin mit: 'Freut Euch, denn ich habe die Hoffnung, daſs Ihr heute nacht einen schönen Sohn zeugen werdet.' 'Da steckt etwas dahinter; sagt mir die Wahrheit.' 'Seit sechs Wochen sind wir fortwährend geritten; der König wollte mit mir plaudern, ich aber möchte schlafen.' So kommt die ersehnte Stunde, die Küsse, die Fragen und Antworten, wie sie der Liebesgott gebietet. Ihre Liebe aber ist so ehrenhaft wie je eine auf der Welt.

Zerwürfnis und Untreue, Turnier in Köln (322—379). Saintré kommt oft der Gedanke: Nie hast du eine Waffentat unternommen, zu der dich deine edle Göttin nicht veranlaſst hat. So beschlieſst er denn von sich aus, die zehn tüchtigsten Ritter und Knappen Frankreichs auszulesen, läſst Seidenstoffe aus Florenz kommen, Gewänder und Schmuck fertigen und eröffnet eines Tages den Herren, daſs er sie als Waffengefährten auf seine Kosten an den Hof des Königs der Römer führen wolle; jeder soll zu seiner Dame gehen und sich von ihr das Abzeichen, ein goldenes Visier, auf die linke Schulter heften lassen. Demütig bittet nun Saintré selbst um diese Gnade. 'Ihr habt etwas unternommen ohne mein Mitwissen! Mein Leben lang lieb ich Euch nicht mehr,' antwortet sie dem Bestürzten. Sie verlangt, daſs er das Unternehmen aufgebe, und nur widerwillig heftet sie ihm auf seine flehentlichen Bitten das Zeichen an und

Digitized by Google

läfst sich küssen. — Am Morgen des 1. Mai reiten sie alle, gleich gekleidet und auf weifsen Rossen, in den Hof des Paulpalastes. 'Oh Herr, kommt und seht das Wunder an, nie sahen wir so Schönes!' rufen die Fräulein dem König, der mit der Nachtmütze auf dem Kopf ans Fenster tritt, während die Königin durchs Gitter schaut. Unter Singen und Scherzen wünschen die Gesellen dem Königspaar einen guten Mai und tragen darauf beim Empfang ihre Bitte vor. 'Meine Freunde, ihr macht es wie der, der seine Base heiratet und dann um Erlaubnis nachsucht'; für dieses Mal gibt ihnen der König noch Urlaub, droht aber fortan denen Strafe an, die vor seinem Gutheifsen etwas unternehmen; Saintré warnt er noch vor dem Zorn Gottes, der so eitle Sachen verbietet, doch schenkt er ihnen 10000 Taler dazu. Nachdem ein schöner Waffenbrief an den Kaiserhof geschickt ist, reiten sie unter Glückwünschen davon.

Saintrés Dame ist freundlos und schmerzenvoll zurückgeblieben. Sie ifst und trinkt und schläft nicht mehr und verliert ihre frische Farbe. Wenn die Königin sie fragt, was sie habe, sagt sie nur: 'Wir Frauen sind ja krank, wenn es uns beliebt.' Doch die Königin schickt ihr besorgt ihren Leibarzt; Meister Hugo sagt ihr, sie trage ein grofses Leid im Herzen, und wenn nicht baldigst dafür gesorgt werde, sei sie in grofser Gefahr. Auf Anstiften der Dame und gegen das Geschenk eines Mantels nennt Meister Hugo der Königin als einziges Heilmittel die Heimatluft; denn sie will den Verdrufs meiden, den sie fühlt, wenn sie die anderen tanzen und singen sieht. Sie erhält Urlaub und reist auf ihr Landgut. — Dort verliert sich ihre grofse Trauer bald. Eine Wegstunde von ihrem Schlosse liegt eine Abtei, die ihre Vorfahren gestiftet haben; dort haust ein junger Abt, Sohn eines reichen Bürgers der nahen Stadt, fünfundzwanzigjährig, grofs und stark, gewandt in Kampf und Spiel. Sobald dieser die Ankunft der Dame erfährt, freut er sich sehr und schickt ihr Wild, Geflügel und Wein in Menge. Es ist eben Fastenzeit, und in der Abtei ist grofser Ablafs zu haben. Die Dame, die sehr auf Frömmigkeit hält, läfst sich für die Messe ansagen. Da werden Altäre und Kapellen geschmückt; auf den Knien empfängt sie der Abt mit den Mönchen und dankt Gott für die Gnade, ihre Schutzherrin zu sehen. Nach der Messe zeigt er ihr die Abtei. 'Hier liegt der treffliche Fürst, unser Gründer, der vom Gelobten Lande diesen Kopf, diese Hand, diese Knochen des Herrn Heiligen so und so brachte.' Als die Dame diese Reliquien geküfst hat, will sie heimfahren. Während des Einspannens führt sie der Abt auf sein Zimmer, damit sie sich wärme. Es ist sehr schmuck und sauber, mit Teppichen an den Wänden und auf dem Boden, verglasten Fenstern und schönem Feuer. Drei weifsgedeckte Tische stehen da und prächtiges Geschirr. ‚Abt, wollt Ihr schon zu Mittag essen?' 'Ist es nicht Zeit? seht doch auf die Uhr!' sagt der Abt, der die Uhr um anderthalb Stunden vorgerückt hat. 'Ihr dürft nicht fort, bevor Ihr gespeist habt.' Die

Digitized by Google

Fräulein bitten, die Dame gewährt endlich, und die Pferde werden wieder in den Stall geführt. Mit der Serviette auf der Schulter bedient der Abt bei Tisch; erst beim Backwerk und Wein setzt er sich ihr gegenüber. Beim Trinken fangen die Augen an, die Herzen aneinanderzuziehen; unter dem grofsen Tischtuch berühren sich die Füfse, und bald treten sie auch aufeinander; der Liebespfeil hat sie getroffen. Die Klostersitte erheischt, dafs nach dem Essen geruht wird; dann holt der Abt die Dame zum Abendessen ab, fafst sie unter den Arm, drückt ihre Hand und führt sie an den Tisch, wo fünf der anmutigsten Mönche zwischen die Damen gesetzt werden. 'Wir wollen noch oft kommen,' sagt die Dame, 'um unseren Anteil an Eurem Ablafs zu erwerben, doch wollen wir an diesen Tagen fasten.' 'Fasten? wegen des Essens fastet Ihr doch, denn ich erteile Euch Absolution dafür.' — Um die Wette wird beim Heimreiten der Abt gelobt. Die ganze Nacht seufzt die Dame aus Verlangen nach dem Abt und er nach ihr. Als der ersehnte Tag gekommen, läfst sie den frommen Mann zur Beichte holen. Eiligst kommt er; sie bereut vor ihm ihre frühere Liebe, steckt ihm einen Rubinring an den Finger, empfängt Absolution und wird fromm geküfst. Dann geht sie sittsam und mit gesenkten Augen zur Messe, unter einer grofsen Haube, um die Farbe ihres Gesichtes zu verdecken. Nach der Messe wird getafelt, geschlafen, dann geht es mit dem Abt auf die Jagd. Und so verbringt sie die ganze Fastenzeit in Freuden. — Schon sind die zwei Monate vorbei, nach denen sie versprochen hat an den Hof zurückzukehren; die Königin erinnert sie in einem freundlichen Briefe daran. Der Bote, sonst einer ihrer besten Freunde bei Hof, wird mit der Antwort rasch abgefertigt; aber er hat den ihm bekannten Edelstein am Finger des Abtes gesehen, von den Jagden gehört und berichtet letzteres der Königin. Diese wartet geduldig noch zwei Monate, schreibt wieder und wieder ohne Erfolg.

Inzwischen ist Saintré mit seinen schönen Gefährten am Hofe des Kaisers zu Köln angekommen; der Herzog von Braunschweig hat sie eingeholt. Um sie zu ehren, befiehlt der Kaiser, dafs ihre zehn deutschen Gegner sich gerade so kleiden wie die Franzosen. In dem wilden Kampfe der zwanzig werden von den Wurflanzen zwei Franzosen leicht, drei Deutsche schwer verwundet; als dies der Kaiser sieht, wirft er rasch seinen Pfeil und läfst die Gegner trennen. Der Herold erklärt den Kampf für unentschieden; die Preise werden gegenseitig ausgetauscht, und paarweise, die Franzosen zur Rechten, reitet man zu den Schranken hinaus. Nach grofsen Festen erfolgt der Abschied. Aber noch lange lobt man sie, und die deutschen Ritter sagen, wenn der Kaiser sie nur ein wenig später hätte trennen lassen, wären sie unterlegen.

Beschimpfung und Strafe (380—430). Beim Empfang zu Hause fragt Saintré erstaunt nach seiner abwesenden Dame und er-

Digitized by Google

fährt, daſs sie krank auf ihrem Landsitz weile. Er denkt sich, sie sei weggegangen, um ihre Liebesnot zu vergessen, wird froher als je, nimmt Urlaub, um seine Mutter zu besuchen, und reitet in rotem Wams und Scharlachhosen mit dem gestickten Wahlspruch der Dame nach deren Landsitz. Sie ist in der Abtei zur Messe, heiſst es dort. Sie ist auf der Falkenjagd, heiſst es in der Abtei. Bald erspähen seine Leute die Jagdgesellschaft. Er, der von ihrer falschen Liebe noch nichts gehört hat, ist entzückt und reitet im schnellsten Lauf auf sie zu. Da fühlt sich der Abt nicht mehr sicher, denn er meint, es seien Verwandte der Dame, die ihm den Kittel ausklopfen wollen, spornt sein Maultier und reitet mit all seinen Mönchen und Eſskörben von der Dame weg. Diese wartet ruhig; als sie aber Saintré sieht, ruft sie ihm entgegen: 'Herr, Ihr kommt ungelegen!' Saintré hat nicht recht gehört, steigt vor ihr ab und fragt kniend, wie es ihr gehe. 'Muſs man fragen, was man sieht? Auf meinem Pferde sitze ich und halte meinen Falken,' sagt sie, dreht um und reitet weg. Saintré folgt ihr verwirrt und bittend. 'Wiſst Ihr nichts anderes, dann schweigt.' Inzwischen hat der Abt Mut gefaſst, kommt wieder, begrüſst den Ritter und erkennt, daſs er nichts zu befürchten hat. Die Dame wird gefragt, ob man Saintré zum Abendessen laden soll, und sie antwortet laut: 'Er soll tun, was er will.' Saintré aber will die Posse zu Ende sehen und läſst sich nicht lange bitten. Er setzt sich mit ihnen zu Tisch. Als die Bäuche gefüllt sind und die Zungen sich lösen, wird der Herr Abt munter: 'He, Herr von Saintré, wacht auf, Ihr seid zu nachdenklich!' Dann äuſsert er sich über Turniere. 'Da gibt es Ritter am Hofe, die seufzen vor einer Dame, um ihre Gunst und Huld zu gewinnen; dann gehen sie von einer zur anderen und sagen zu jeder: ich kämpfe für Euch.' Dabei tritt die Dame dem Abt ermunternd auf den Fuſs. 'Wenn es dann kalt ist, gehen sie zu den deutschen Kachelöfen und schäkern mit den Mädchen und, wenn es warm ist, in die köstlichen Gärten von Sizilien und Aragon und weiden ihre Augen an den schönen Damen; dann haben sie einen alten Spielmann, dem geben sie einen ihrer alten Röcke, und der schreit am Hofe: der gnädige Herr hat den Preis gewonnen!' Die Dame, sehr vergnügt, stimmt bei. 'Ich bitte Gott, daſs er Euch erleuchte,' sagt Saintré; dem Abt deutet er an, daſs ihm seine Schmähung der Edelleute vielleicht einmal angerechnet werde, zu sagen habe er ihm nichts. Der Abt, vom Liebesfeuer ganz entzündet, und die Dame, der das Spiel gefällt, höhnen weiter; Saintré wünscht sich tot, so sehr durchbohrt es ihm das Herz. Zum Ringkampf aufgefordert, in dem die Mönche Meister sind, will er sich entschuldigen, aber der Feigheit beschuldigt fügt er sich. Sofort eilen alle hinaus auf eine schattige Wiese, und die Dame setzt sich als Richterin unter einen Weiſsdorn; ihren Frauen gefällt die Sache nicht recht. Dann tut der Abt, was der heilige Benedikt nie getan hätte: er entledigt sich seiner Kleider bis aufs Wams und zeigt seine

Digitized by Google

haarigen Schenkel, tut einen Sprung in die Luft, fleht kniend um der Dame Schutz, und bald liegt Saintré unter dem Riesen. 'Noch einmal!' ruft die Dame, die vor Lachen kaum reden kann. Keine Entschuldigung hilft. Ganz von Sinnen ruft der Abt: 'Wer seine Dame treuer liebt!' und noch einmal wirft er ihn nieder. Saintré ist stumm vor Schmerz; zu seinen empörten Knappen aber sagt er: 'Laſst mich nur machen.' Er stellt sich wie wenn nichts gewesen wäre und lobt des Abtes Stärke. — Den alten Mönchen und Vorstehern des Klosters hat das zügellose Benehmen ihres Abtes sehr mifsfallen; zwei von ihnen treten vor ihn und halten es ihm vor; wenn dem Kloster daraus Schaden erwachse, trage er die Verantwortung. Darauf beschlieſst er, Saintré zu versöhnen; er entschuldigt sich wegen seiner heiteren Streiche und bietet ihm Geschenke an. Saintré bittet nur um die Gunst, daſs er und die Dame in der nahen Stadt bei ihm speisen. 'Vor diesen Höflingen muſs man sich hüten wie vor dem Feuer,' sagt er zu der sich sträubenden Dame. Beim Heimreiten vom Kloster nähert sich ihr Saintré immer wieder; nicht um ihre Gunst wiederzuerlangen, sondern nur, ihr das begangene Unrecht zu zeigen. 'Laſst mich in Ruhe,' ist ihre Antwort. — Am nächsten Tage ist bei Saintré die Tafel gedeckt. Da schickt er nach einem hochgewachsenen, wohlbewaffneten Bürger der Stadt; der Bürger Jacques ist gern bereit, dem verehrten Herrn seine Harnische und Waffen zu überlassen. Die Gesellschaft erscheint, und Saintré bedient sie, zur Freude des Abtes, mit der Serviette auf der Schulter. 'Wie schön wäre doch der Abt in Waffen,' sagt Saintré; ein prächtiger Harnisch wird gebracht, der Abt bewundert ihn, will ihn anziehen, und Saintré läſst die Tische wegräumen, und, mit dem Pfriemen in der Hand, legt er ihm Brustwehr, Beinschienen und alles an. Wohlgefällig betrachtet sich der Abt; da werden Streitäxte gebracht: 'Nun sollt ihr ihn verdienen,' ruft Saintré, der sich rasch selbst in Waffen gekleidet hat, und läſst die Türen schlieſsen. Wer sich vom Platze rührt, Mönche oder Frauen, dem droht er, den Schädel zu spalten. Alle zittern und weinen; er tritt auf die Dame zu und bittet sie höflich, Richterin beim Kampfe zu sein. 'Ich habe zwei Hosenlupfe mit Euch gemacht,' sagt er zum Abt, 'nun bitte ich Euch, kämpft auch mit mir auf meine Art!' 'Ich befehle Euch bei Strafe körperlicher Züchtigung,' sagt die verräterische Richterin, 'daſs Ihr Euch sofort entwaffnet.' Da bricht Saintré los: 'Falsche, Treulose, der ich so lange treu gedient, die Ihr wegen eines schuftigen Mönches mich verlassen und Euch entehrt habt, ich werde Euch heimzahlen, daſs es allen treulosen Weibern als Beispiel dienen soll!' und faſst sie bei den Haaren, um sie zu schlagen, hält aber an und läſst sie fast ohnmächtig auf die Bank fallen. Dann ruft er dem Abt zu: 'Denkt an Euren Hohn und verteidigt Euch!' Der erhebt die Axt; doch Saintré fängt seinen gewaltigen Hieb auf, treibt ihn zurück und stürzt ihn in dröhnendem Fall rücklings zu Boden. Voll Zorn

Digitized by Google

will er ihm den Schädel spalten, da fallen ihm die christlichen Gebote ein, und obwohl der göttliche Wille ihm erlauben würde, ihn so zu strafen, wirft er die Axt weg, ergreift seinen Dolch und durchbohrt ihm Wangen und Lästerzunge damit, damit er erkenne, daſs Gott der wahre Richter sei. Der zerzausten Dame nimmt er den blauen Gürtel ab, den sie trägt, denn blau bedeutet Treue, steckt ihn zu sich und geht. — Wie Schafe sind die Zeugen des Vorfalls im Winkel gestanden; unter Seufzen und Weinen wird der Wundarzt geholt. 'Das haben wir schon lange gefürchtet,' äuſsern die Frauen; doch die Dame will an dem Dieb ihres Gürtels gerächt sein.

Am Hof wundert man sich endlich allgemein über ihr Ausbleiben; sie muſs zurück, und todbetrübt verläſst sie den wiedergeheilten Abt. Nur sein Versprechen, daſs er verkleidet sie oft besuchen werde, kann sie trösten. 'Euch scheint die Landluft sehr zu gefallen,' meint die Königin; doch wird sie gut empfangen. Eines Abends, als die Damen und Herren auf einer schönen Wiese beisammen sind, sagt Saintré zu ihnen: 'Setzt euch alle hierher, ich will euch eine wahre und wunderbare Geschichte erzählen, die man mir geschrieben hat.' Man setzt sich, die Königin nimmt Saintrés Dame neben sich, und lächelnd fordert sie den Erzähler auf, zu beginnen. 'In Deutschland fand eine vornehme Dame Gefallen an einem artigen Jüngling, erwies ihm viel Liebe und Ehre, so daſs sie ihn zu einem berühmten Ritter machte. Sie liebten sich treu. Aber das verräterische Glück wollte es, daſs er nach Frankreich zog und dort ehrenvolle Waffentaten verrichtete. Inzwischen befreundete sich seine Dame mit einem groſsen, dicken und reichen Abt.' Dann erzählt er sein Erlebnis. Die Freude über die Geschichte ist groſs; unter Lachen wird die vermeintliche deutsche Dame schwer getadelt, der Ritter hoch gelobt, während die wirkliche Dame wortlos zuhört. 'Es muſs noch zur Geschichte hinzugefügt werden, ob die Dame gut oder schlecht gehandelt hat. Euch frage ich zuerst,' sagt Saintré zur Königin. Diese ahnt, daſs es sich um ihre Base handelt, da sie aber von deren Liebe zu Saintré nie etwas gewuſst hat, weiſs sie nicht, was sie denken soll, und gibt die Frage weiter. Man sollte sie aus der guten Gesellschaft verbannen, man sollte sie verkehrt auf einem Esel reitend durch die Stadt führen, man sollte sie vom Gürtel an aufwärts entblöſsen und mit Honig anstreichen, daſs die Mücken sie stechen, die falsche — so lauten die Meinungen. Dann kommt die Reihe an Saintrés Dame; sie wird zur Antwort gezwungen. 'Mir scheint, der Ritter war unanständig, da er der Dame den Gürtel genommen hat.' Da zieht Saintré den Gürtel heraus, und mit den Worten: 'Ich will nicht mehr so unanständig sein' legt er ihn in ihren Schoſs. Staunend sehen sich die Damen und Herren an; voll Scham sitzt die Treulose da; alle Freude und Ehren hat sie da verloren.

Digitized by Google

Vorstehende Inhaltsangabe ist ein ausführlicher Auszug aus dem Roman, eine Kürzung desselben im ungefähren Verhältnis 1:25. Sie setzt sich fast ausschliefslich aus den Worten des Originals zusammen und gibt daher ein Bild nicht nur von dem Gegenstand und all seinen Teilen, sondern auch von der ganzen Behandlungsweise. Sämtliche eigenartigen Seiten sind geflissentlich hervorgekehrt; es sind alle bunten Steine aus dem Mosaik herausgenommen und zu einem ähnlichen in verkleinertem Mafsstabe vereinigt. Das war wenigstens die Absicht; völlig rein läfst sie sich freilich nicht durchführen. Schon die Wahl des Präsens als Zeit der Erzählung beeinträchtigt den Gesamtton; noch mehr, aber nicht gerade zu Ungunsten des ganzen Bildes tut dies die Auslassung der breiten Schilderungen und der rein lehrhaften Abschnitte.

Gegenstand, Aufbau und Entwickelung.

In 86 Kapiteln von beliebiger Begrenzung hat La Sale seinen weitschichtigen Stoff vorgetragen. Ich habe ihn hier der Übersicht halber in sechs Teile zerlegt, dem Gegenstande nach zerfällt er tatsächlich in drei Teile: die Einführung in den Minnedienst, die Waffentaten und das Zerwürfnis. Der leitende Grundton, die Verherrlichung des Rittertums, ist derselbe vom ersten bis zum letzten Wort; er bildet freilich aber auch den einzigen Zusammenhalt für die recht verschiedenartigen Gegenstände. In der Absicht des Schriftstellers stehen Unterhaltung und Belehrung gleichwertig nebeneinander; bald verbindet er sie miteinander, bald gehen sie aber auch völlig getrennt. Grofse Abschnitte des Buches haben mit der Erzählung durchaus nichts zu tun; sie dienen unmittelbaren Unterrichtszwecken und stempeln das Ganze zu einem Erziehungsbuch für den jungen Adel. Sie finden sich im ersten Teil als Vorlesungen über alles, was der Jüngling wissen soll von Hofdienst, vornehmem Anstand, von Religion und Moral, von Geschichte und Literatur; im zweiten Teil als eingehende Schilderungen des Turnierbrauchs, Verzeichnisse der französischen und fremden Ritterschaft und ihrer Wappen, politische und geographische Belehrung. In allen drei Teilen aber, auch im dritten, wird durch Anschauungsunterricht gelehrt, wie der Ritter sich in den verschiedensten Lagen zu verhalten, vor allem wie er zu reden hat; zu den allgemein bildenden Fächern kommt also noch die Rhetorik hinzu. Im dritten Teil übernimmt, dem Anschein nach, eine neue Absicht die Führung: die Entladung des Grolls gegen üppige Weiber und reiche Pfaffen, läfst aber der ursprünglichen Erziehungsabsicht noch Raum genug neben sich.

Sein makelloses Muster eines französischen Ritters führt uns La Sale auf drei Altersstufen vor: als Knabe, als Jüngling und als Mann. Sein kleiner Saintré ist, abgesehen vielleicht von seinem mafslosen Diensteifer, der an den frommen Knecht Fridolin erinnert, ein

Digitized by Google

echter Junge in seiner Weiberscheu, seiner Verlegenheit und Herzensangst, die sich in *merveilleusement plourer* entladet. Er ist echt bis zu dem Augenblicke, wo er in den geheimen Dienst der Dame tritt. Welche Lockungen des Ehrgeizes sollen den Dreizehnjährigen vermögen, den vertrauten Verkehr mit seinen Spielgenossen einem so strengen Dienst zu opfern? Denn er ist streng: *'Encores vueil je et vous commande'* heifst es immer wieder in den endlosen Ermahnungen, die er zu hören bekommt. Der Knabe ist plötzlich umgewandelt; er gehorcht, er verstellt sich mit Gewandtheit, ja er liebt auf Befehl. Er entäufsert sich seiner Seele und ist als Jüngling nur noch das nie versagende Werkzeug des Willens seiner *très redoubtée dame*. An Tapferkeit und Edelmut, an prunkvollem Auftreten, schönen Gebärden und gleifsender Bescheidenheit leistet er fortan das Höchste; und so mechanisch wie zu den Siegen schreitet er zu den eisigen Liebesfreuden. Wir ertragen den Bann schwer, der auf ihm lastet, und etwas Ähnliches mufs der Dichter gefühlt haben, als er abermals eine Verwandlung vornahm und das Bild umstiefs, das er der Jugend zur Verehrung aufgestellt hatte. Er brauchte die Dame zur Vollendung seines Bildes altüberlieferter Rittersitte, und sie leistete ihm ja auch gute Dienste bei der Erziehung seines Helden als Geldspenderin und Lehrmeisterin, in dessen Glanzzeit als Geliebte mit Ohnmachten; aber von Anfang an ist ihm Liebe nur eine Formel für jenes eigenartige Dienstverhältnis, das ihm zur echten Ritterschaft unerläfslich scheint, und so wird unter seiner Feder das Liebesversteck zur Schulstube und zum Kassenamt, die Geliebte zu einem schillernden Ungeheuer von Mutter, Schulmeister und Minnedame (*dame par amours*) und der Geliebte zum gefügigen Hampelmann hysterischer Weiberlaunen. Letzteres mufs sie ihm büfsen, und mit einem herzhaften Ruck wird sie abgesetzt. Er wird damit seinem Plan untreu, aber wir atmen mit ihm erleichtert auf, denn Saintré als Mann findet sich selbst wieder. Angesichts der Untreue der Geliebten ist es bezeichnenderweise nicht die Not des verlassenen Herzens, sondern einzig der gekränkte Männer- und Ritterstolz, was wir in ihm wachsen sehen. An der Stelle des Scheins tritt wieder ein echtes und diesmal ein lebhaftes Gefühl als Triebkraft ein. Saintré bleibt an vornehmer Gesinnung auch in diesem dritten Teil derselbe, der er war, ja diese zeigt sich erst hier deutlich, als er verzeihen will, als er der eisigen Kälte der reulosen Sünderin und der Frechheit des üppigen Abtes gegenüber seine Würde nicht verliert, bis zur schliefslichen Entladung seines Zornes. Saintré gewinnt hier an Würde so viel, als seine Dame verliert, die sich bedauerlicherweise aus einer wenn auch noch so unnatürlichen Trägerin der Ideale in eine ebenso entschiedene Pflegerin des Realen verwandelt; jedoch bildet die Herrschsucht eine passende Vermittelung zwischen dem ersten und dem zweiten Zustand.

Von den übrigen Gestalten der Erzählung greifen, aufser dem

Digitized by Google

üppigen, dreisten Abt, keine anderen in den Gang der Ereignisse ein. Sie verhalten sich alle, wie es von wohlgesitteten Leuten zu erwarten ist. Die Könige, seien sie von Frankreich, Aragon oder Rom, die Königinnen, die Damen, die Herren erinnern alle unmittelbar an unsere Spielkartenkönige, -damen und -buben, so gleichmäfsig gutmütig und artig schauen sie drein.

Die lehrhaften Teile des Werkes, Bildung und seelische Art des Verfassers.

Nicht nur über die besondere Art seiner Bildung, *'la très noble et illustre science et mestier d'armes'*, gibt uns La Sale Auskunft in den breit angelegten Schilderungen des Hoflebens und Ritterbrauchs: den endlosen Aufzählungen, den genauen Beschreibungen von Kleidern, Waffen, Schmuck, Prunkzügen, Turnierordnungen, Empfängen, Feldzügen und Heeresaufstellungen, die für den Archäologen ebenso anziehend sein müssen wie für den gewöhnlichen Leser ermüdend; wir lernen diese auch nach der allgemeinen Seite kennen in der ledernen Schulmeisterei der Dame. La Sale besitzt gelehrte Bildung — mittelbar nennt er sich selbst einmal *clerc* — und stellt sie nicht unter den Scheffel. Er macht reichen Gebrauch von seinem Latein im Religionsunterricht, wo eine Menge Distichen aus irgendeinem Moralbuch der Reihe nach allen Weisen des Abend- und Morgenlandes in den Mund gelegt werden zur Erhärtung der Wahrheit von den sieben Todsünden: da ist Talles de Milet, Pitacus, Aristote, Sainct-Pierre, Boece, Avicenne, Albertus und Dutzende anderer *saiges payens* und *saincts docteurs de saincte Eglise,* ob die Sprüche nun passen oder nicht. Das ganze Glaubensrüstzeug wird aufgeführt in seiner mittelalterlichen Algebra, von den zehn Geboten bis zu den sieben Sünden gegen den Heiligen Geist. Merkwürdig ist der Versuch, diese Lehren mit den Geboten des Minnedienstes in Einklang zu setzen, vielmehr sie denselben unterzuordnen. Zunächst wird kurzerhand der wahre Christ durch *le vray amoureux* ersetzt; dieser hat die Sittengebote zu halten zu dem höheren Zweck, die Gunst seiner Herrin zu erwerben. Wo diese Gebote sich dazu nicht recht eignen wollen, werden sie umgedeutet. So heifst es bei der Sünde der Fleischeslust: 'die Leiden und Gefahren, die die Herzen der Liebenden zu erdulden haben, sind so grofs, dafs ihnen diese nicht als Todsünde angerechnet werden darf.' Der Spruch des Plato: *'Invidiam fugere studeas et amore carere'* wird frei übersetzt: *'Estudie toy à fuyr envye, car envye est sans amour'*. Es ist fraglich, ob hier bewufste Fälschung vorliegt; denn an manchen Stellen zeigt sich das Latein wie die Logik des Autors schwach. So wird Freigebigkeit empfohlen, um Freunde zu erwerben, und unmittelbar daneben das bekannte Distichon über Freunde in der Not gestellt (106); der lateinische Schmuck geht ihm hier über den guten Sinn. So wird S. 25 hoher

Digitized by Google

Rang für die Minnedame gefordert und ein vermutlich eigenes Gedicht zur Bekräftigung beigefügt, das von treuer Liebe handelt. In der fachmännischen Abhandlung über die rechtlichen Verhältnisse des Zweikampfes, in welcher von dem Kirchenverbot die Rede ist, dem die Königsrechte und die *lex lombarda* entgegenstehen, von einem berühmten Streitfall zwischen König Johann und Papst Urban V. zu Avignon und der nun für Frankreich gültigen Ordnung, wird dem *vray amoureux* versichert, daſs er weder die Sünde der Eitelkeit noch der Gottversuchung auf sich lade, die ihm von der Kirche zur Last gelegt werden, denn er kämpfe nur, um seine Ehre zu vermehren, und begehre nicht den Schaden des anderen; dagegen wird ihm eindringlich empfohlen, den Segen über sich zu sprechen: *Benedicat michi Dominus &*, den Gott selbst einst Moses gelehrt habe, und der deshalb der brauchbarste sei. Das Zeichen des Kreuzes ist dabei recht vollkommen zu machen: *qu'il ne soit ne par tors ne par biaiz*, denn sonst könnte es zum Teufelszeichen werden.

Schon die Wendung *'docteurs de saincte Eglise et, qui plus est, les philosophes'* zeigt La Sales Vorliebe fürs Klassische. Klassisch und römisch ist für ihn dasselbe; römisch das höchste, was er kennt: *les histoires romaines qui sont les suppellatives de toutes* (8), heiſst es schon bei dem faden Zeug, das er von den römischen Witwen erzählt. Unglaublich ist es, was er alles zum Lesen empfiehlt über die wunderbaren Taten, die die Römer auf dem ganzen Erdkreis vollführten; nach den Zitaten zu schlieſsen, besitzt er selbst Belesenheit in nur lateinischen Autoren dunkler Herkunft; seine Landsleute erwähnt er auffallenderweise gar nicht. Bei den alten Römern soll der französische Ritter sich seine Vorbilder holen, von denen, in deren Fuſstapfen er selbst weiterwandelt, weiſs er nichts zu sagen.

Sein politischer und geographischer Gesichtskreis verdient ebenfalls Beachtung durch seine auffallende Beschränktheit. Der Heerbann Frankreichs wird ausführlich und vermutlich richtig aufgeführt; von englischen Herren kennt er viele; Spaniens politische Einteilung ist ihm klar; von Deutschland aber kennt er gerade noch die Niederlande und ein paar Kirchenfürsten; was jenseit des Rheines liegt, ist ihm ein riesenhaftes, nebliges Durcheinander von Böhmen, Polen, Ungarn, denen er deutsche Gebiete zuschreibt, und sagenhaften Kaiserreichen im fernen Osten, die er beliebig den Christen oder den Heiden zuweist. Thorn und Nicopolis sind ihm Nachbarorte. Ostsee und Schwarzes Meer flieſsen von seiner Entfernung aus ineinander. Als Besonderheit sei *le seigneur de Wertemberghe* erwähnt im böhmischen Heerbann, *le conte de Witembourg* im deutschen; *le marquis de Blandebourg* im böhmischen, *le marquis de Brandebourg* im deutschen; lange Seiten sind mit völlig frei erfundenen oder gänzlich miſshörten Namen angefüllt. Doch ist ihm der deutsche Kaiser zum Unterschied von den anderen *l'empereur* schlechtweg, sein Hof zu Köln: *la principalle des autres.* — Von fremden Sprachen erwähnt

Digitized by Google

er das Kastilianische und das Polnische, zu denen sein Held in Beziehung tritt; vom Übersetzen heifst es: *declairer du langage poullain en françoys* (209).

Ein gut Teil der äufseren und der geistigen Welt des Verfassers führt er uns in besonderen, unmittelbaren Schilderungen und Abhandlungen vor; die Ergänzung dazu, vor allem aber auch sein inneres Verhältnis zu derselben müssen wir in der bewufsten oder unbewufsten Art der Darstellung suchen, die seine Erzählung davon gibt. Sein Verhältnis zur Kirche ist das des Strenggläubigen; Gebete, Messen (317), Segenssprüche (287) spielen eine grofse Rolle, an Aberglauben fehlt es nicht. Mit Ehrfurcht werden die Diener der Kirche behandelt, mit einziger Ausnahme des jungen Abtes bürgerlicher Abkunft im dritten Teil; in Verbindung mit dessen Treiben gleitet nur einmal ein leichtes Lächeln über Kirchendinge über des Schreibers Gesicht bei Gelegenheit der Vorzeigung von Reliquien (347). Höher als die Kirche steht ihm aber, wie schon aus den theologischen und juristischen Erörterungen hervorgeht, das Rittertum; seine Interessen gehen allen anderen vor. Das Bürgertum ist kaum anders erwähnt als in der Masse, die den Turnierhelden zujubelt, das einzige, wozu es zu brauchen ist; wo es, wie im dritten Teile bei Bürger Jacques, sich ins Waffenhandwerk mischt, adlige Sitten anmafst, wird es mit herablassender Geringschätzung behandelt. Die Überlegenheit des französischen Ritters über die anderen, in allem, was den Ritter schmückt, ist nicht aufdringlich, aber doch deutlich genug ausgesprochen (313, 209, 245). Sein Herz hängt an der Sitte der guten alten Zeit; zweimal klagt er auch über deren Verfall; Saintré reicht dem König das Weihwasser im Bett *ce que à plusieurs aujourd'hui est honte et chose mal faicte* (329); man hält nicht mehr so viel auf Turniere wie früher! *ces armes dont l'en tenoit assez plus de conte que l'en ne fait aujourd'hui* (194). Dem alten Ritterbrauche mufs sich alles beugen, in Lehre wie in Tat: Religion, Politik, ja sein eigenes Herz mufs Zugeständnisse machen. Denn es ist offensichtig, dafs der Frauendienst, der nun einmal aufs engste mit dem Ritterwesen verwachsen ist, in ihm keinen sympathischen Darsteller gefunden hat. Von allem Anfang an ist er ihm eine eisige Sache, trotz allem *très amoureusement baiser,* an das kein Leser glaubt, weil er selbst es nicht tut. Ansprechende Züge tragen nur die mitleidigen Zofen und die rücksichtsvolle Königin. Die *dame d'amours* dagegen bleibt grausam trotz aller Ohnmachten und aller Bemühungen des Autors, ihr Verlangen nach Blut mit dem einzigen Wunsch, ihren Ritter berühmt zu sehen, zu entschuldigen (265). Dazu stimmt auch die Auffassung, dafs die Turniere zum Vergnügen der Damen da seien. Das Weib ist klug, falsch und üppig; so lauert es ihm unbewufst unter der schönen Hülle, die er darüberbreitet. Saintrés Dame ist Meisterin in der Verstellung und erteilt ihm erfolgreichen Unterricht darin; er lernt lügen mit der gröfsten Leichtigkeit, hier

Digitized by Google

freilich im vollen Einverständnis mit dem Autor, da es ja einem guten Zwecke gilt und er es nicht anders mit ihm halten kann. Kleinere Opfer der Gesinnung werden dem Autor so leicht wie solche der besseren Einsicht. Er schwärmt für altes Rittertum und opfert diese Liebe gelegentlich der gelehrten Eitelkeit; er mifstraut den Weibern und opfert dieses Mifstrauen eine Zeitlang der Verherrlichung des Rittertums.

Das dem Helden gesteckte Ziel ist der Ruhm; nicht die edle Tat oder die gewaltige Tat wird ihm als Lockung hingehalten, sondern der nackte Ruhm, in der Belehrung wie in der Erzählung. *'Le vray amoureux faict tant que entre les aultres il est nouvelle de luy'* (45). *'Ma dame s'appensa que vrayment il estoit temps qu'il renouvellast aucune chose, pour faire encore parler de luy'* (246). Das Verlangen nach *louenges, honnours, bonne chiere* ist die Triebfeder des Helden; sie winken ihm immer und überall am Ziele der nicht allzu rauhen Bahn. Gefallen mufs der Held, das ist die oberste Forderung, die man an ihn stellt, und der er nachzukommen sich eifrigst bemüht. Daher ist der Hauptnachdruck der Erzählung durchweg auf die Darstellung der schönen Aufsenseite gelegt. Ein prunkvoller Aufzug steht so hoch im Preise wie ein mutiger Kampf; schöne Kleider bilden an sich schon ein hohes Verdienst; anmutige Gebärden, schöne Umgangsformen, wohlgesetzte Reden dessen Gipfel. Wenn man sich nicht vor Augen hielte, dafs man es, wenigstens in den zwei ersten Teilen des Werkes, im wesentlichen mit einem Anstandsbuch für Höflinge zu tun hat, für welches die Erzählung nur den Vorwand und die Veranschaulichung bildet, könnte man zu eigentümlichen Schlüssen über die Wesensart des Autors und seiner Gesellschaft kommen. Es ist der Triumph der Eitelkeit; die planmäfsige Erziehung zu derselben. Sie wird nur gemildert durch die Höflichkeit, den Schein des Edelmutes, der lebhaft betont wird. Die volle Befriedigung des Ehrgeizes, des *très grandement loué,* wird nur dem verheifsen, der sich nicht stolz zeigt: *pour gloire d'armes qu'il eust, ung seul semblant d'orgueil ne fut onques en luy* (204). Man darf sich wohl für den besseren halten, aber sagen soll man es nicht selbst (379). Doch ist der Glaube an die Echtheit solchen Edelmutes aufrichtig; *doulceur* und *humilité* werden warm empfohlen; und auch der Schein vornehmer Gesinnung verbreitet eine wohltuende, menschenfreundliche Stimmung durch das ganze Werk. Die Herzen sind weich und der Rührung zugänglich; Küsse und Tränen häufig; der Verkehr ist anmutig, zart und rücksichtsvoll; der gesellschaftliche Schönheitskult, das rassenpsychologische Merkmal des Franzosen, lebt hier in seiner ganzen ursprünglichen Unbefangenheit.

Erzählungskunst und Stil.

Nach ästhetischem Gehalt höherer Ordnung dürfen wir in diesem Erziehungsbuche nicht suchen, dessen Nützlichkeitsabsicht allein

Digitized by Google

schon die Gedanken im Bannkreise des Alltäglichen und Gewöhnlichen gefangen hält. Es fehlt jedes Ringen nach hohem Ziel, daher auch jede seelische Erhebung. Der Dichter bleibt mit uns hart am Boden der gemeinen Wirklichkeit. Hier ist es ihm aber auch wohl; vom sicheren Port aus betrachtet er gemächlich die Welt, und das Sicherheitsgefühl wird zum Humor. Zunächst treibt dieser Humor sein Spiel zart und rücksichtsvoll mit dem Gegenstande seiner Zuneigung, dem jungen Saintré; dann zieht er sich zu unserem Bedauern scheu zurück vor dem glanzvollen Turnierhelden und dessen Despotin; die Kinderrolle geht hier auf den Verfasser über, der uns ab und zu Ersatz für den selbsttätigen in unfreiwilligem Humor bietet. Erst dann wagt sich der alte Ton wieder hervor, als es an den Sturz des hohlen Götzen geht. Da klingt es hinter den Zeilen wie verstohlene Freude auf das Kommende; und crescendo geht es weiter, gelegentlich bis zur offenen Ironie: *'pour venir au surplus de l'istoire qui est gracieuse'* (352). *Damp Abbez par charité la baisa très doulcement* (361). Diese Wendungen bezeichnen aber auch das Äufserste, was er wagt; eine eng gezogene Anstandsgrenze wird nirgends überschritten. Roh ist wohl nach unserem Empfinden die den Ringkampf einleitende Auskleideszene, doch nicht viel mehr als das Zahnstochern der Dame, das Nägelreinigen des Knaben im *'Œuvre héroique'*, wie Petit de Juleville den ersten Teil des Romans nennt, sowie die Bestrafung des Abtes; Schlüpfrigkeit dagegen ist auch dem letzten Teile durchaus fremd. *Les piés commencerent l'vng sur l'autre marcher* (S. 351), der stärkste Ausdruck für den Verkehr zwischen Dame und Abt, ist schliefslich so keusch wie das *très amoureusement baiser* zwischen Dame und Edelknabe. Von einem *'Fabliau cynique'*, wie derselbe Kritiker urteilt, kann keine Rede sein. Gerade die Gedämpftheit des schelmischen Tons, der diesem Teile neues Leben einhaucht, verbunden mit der vornehmen Zurückhaltung in Liebessachen, ist durch die geübte Selbstbeherrschung eine besondere künstlerische Leistung.

Reichtum an innerem Leben ist kein Merkmal unseres Dichters, in der Vorstellungswelt so wenig wie in der Gefühlswelt. Doch reicht seine Phantasie hin, um seine Bilder leidlich mit Einzelzügen auszustatten und in die Wüste der Ritterspiele mit ihrem stets wiederholten Zeremoniell einige Abwechselung hineinzubringen. Jeder neue Waffengang erhält durch irgendeinen neuen Umstand eine neue Wendung; der Schreiber erschöpft sich in Kombinationen. Aber die Beobachtung ist gut; er sieht mit hellen Augen in die äufsere Welt; was er schildert, ist klar und anschaulich. Hier liegt seine künstlerische Stärke. Was er gesehen hat, das weifs er so zu erzählen, dafs wir es auch sehen. So rollt er eine Reihe von Einzelbildern vor uns ab, die wir mit Genufs betrachten: die Verlegenheit des weiberscheuen Knaben, das Verstellungsspiel der Dame, einige der Kampfszenen, das erste Wiedersehen und der Ohnmachtsanfall;

Digitized by Google

von eigenartig frischem Reiz ist die Begrüfsung des Königs am Maimorgen, mit welcher die nunmehr geschlossene meisterhafte Bilderreihe des letzten Teiles eröffnet wird: die Verstimmung, der erste Besuch der Abtei mit dem affenhaften Diensteifer des verschlagenen Abtes, seine steigende Vertraulichkeit, das Gastmahl, die Überraschung auf der Falkenjagd und alle die sichtbar und greifbar gemachten, spannenden Folgeszenen. Auch das Trockene gewinnt Wert durch diese sichere Darstellungskunst: von den breit ausgeführten Bildern der Hofsitte gewinnt man durchaus den Eindruck, dafs alles so gemacht wird, so der Empfang beim König (316); eine kleine Topographie des Landsitzes der Dame (344) ist ein Muster der Klarheit.

Ein besonders flott gehandhabtes Mittel seiner Darstellungskunst ist der Dialog. Wir sehen seine Leute nicht nur, wir hören sie auch und zwar mit der ganzen Illusion der Wirklichkeit. Auch hier läfst sich eine Reihe kleiner Auftritte herausheben, denen an dramatischer Lebendigkeit nichts abgeht. Ein solcher ist die Unterhaltung der Dame mit dem Leibarzt der Königin (342), die uns in ihrer ruhigen Vornehmheit ganz modern anmutet. Wie Pfeile treffen die kränkenden Worte der Dame auf der Falkenjagd (385); die folgende grofse Beleidigungsszene in der Abtei liefse sich mühelos auf die Bretter übertragen.

Neben dieser volkstümlich frischen Dramatik steht unvermittelt da die gelehrte Rhetorik der langen Liebes- und Staatsreden; *le très illustre parler* steht in hohem Preis. Es ist besonders abschreckend, in welch würdevoll steifen, pomphaft unnatürlichen Worten der Geliebte mit seiner Herrin verkehrt. So seine erste Abschiedsrede: *'Ha! maistresse haulte et souveraine deesse sans per &'* (138), und viele andere (266), in denen man deutlich den römisch angehauchten Präzeptor hört; ruhiger und gemessener sind die Reden des Königs, so die beim Auszug in den Kampf (286). Zu beachten ist der Umstand, dafs diese Gattung im letzten Teile nicht mehr vertreten ist. — Dieselbe Zweiheit der Rhetorik, wie für dessen Geschöpfe, gilt auch für den Schreiber selbst. Er besitzt einen reichen Schatz alten, volkstümlichen Erbgutes an Kraftsprüchen und Redensarten. Beispiele: 17: *aultrement tenez vous pour salué*; 18: *comme s'il fust de cinquante loups chassié*; 21: *elle le mectroit bien à son ploy*; 25: *aultrement je ne donne de vous une pomme*; 82: *ne vous chaille*; 84: *sire morveux que vous estes*; 87: *les deux qui les meilleures bouches avoient pour franchement parler tout ce que ne pourroient celler*; 104: *à petit mercier petit panier*; 133: *vous taillez larges courroies d'autruy cuyr*; 224: *il sembloit que jamais à temps n'y peussent venir*; 226: *et ne les fault jà deviser*; 234: *à qui Dieu veult aidier, nulz ne luy peut nuyre*; 320: *ce n'est mye la droicte porte par où vous cuydez entrer*; 321: *aultre chose y a soubz le mortier*; 329: *trop mieulx vault faire bien tart que jamais*; 330: *qui fut esbahi? certes ce fut il*; 341: *medessins*

Digitized by Google

sont confesseurs; 358: *il ne nuit mye a jeu*; 360: *qui sert et ne persert son loyer pert*; 381: *ella a bien pyssé en son jacque de soie*; 384: *qui fut seur ne fut il mye*; 384: *il pensa qu'ils luy voulsissent son habit fourrer*; 385: *savex vous aultre chanson que ceste?* 387: *ne luy dechirer mye sa robbe de trop prier*; 407: *qui parle du loup il en voit la queue*; 407: *les oreilles vous cornoient elles point?* 407: *bon preu vous puist il faire*; 428: *oncques ne fut feu sans fumée*; 428: *ne fault mye demander se.* Diesen volkstümlichen Sprachzierden stehen die gelehrten gegenüber. Beispiele: 90: *fortune par sa variableté leur voulut le dos tourner*; 313: *ainsi que fist de Perseus pour Pegasus le cheval volant*; 329: *jeux et devises que le dieu d'amours leur avoit comandez*; 351: *les yeulx, les archiers de cueur, commencerent l'ung des cueurs à l'aultre traire*; 351: *leurs archiers d'amours*; 356: *le traictre dieu d'amours l'avoit assaillie.* Aus der Schreiberstube stammt die Wendung 369: *une aultre lectre sur la substance des precedans*; dem überlieferten höfischen Geschmack huldigen die seltenen Bilder 138: *le ruyssel de ses larmes estoit presque vuidé*, 260: *comme lyons deschaynés*, die Wendungen mit der üblichen Doppelung 98: *mon seul ami et ma très doulce pensée*, 204: *la très parfaicte joye et bonne chiere*, das geistreiche Spiel mit den Gegensätzen 139: *et tant furent en ce doloreux plaisir et en cette desconfortée joye*, 204: *à très joyeuse destresse de leurs cueurs*, die Verschwendung von *très*. Nur einmal ist das Steigerungsmittel der Umstandswiederholung gebraucht: 204: *là furent leurs joyes, là furent leurs désirs conjoints.*

Eine besondere Gattung von Sprachmitteln, die diese Anfänge der Prosadichtung kennzeichnet, verdient noch Erwähnung. Es sind die Lückenbüſser, die unvermeidliche Folge des mangelhaften Aufbaus, der schlechte Kitt, der die lose gefügten Teile zusammenhalten soll. In verschwenderischer Fülle und endloser Wiederholung sind sie vorhanden; trotzdem läſst sich dem Autor das Verdienst nicht absprechen, auch hier für einige Abwechselung gesorgt zu haben. Sie heiſsen an folgenden und hundert anderen Stellen: 206: *que vous dirois-je*; 207: *et à tant laisseray cy à parler d'eulx, et diray des aultres nouvelles armes*; 229: *ne les fault ja deviser car chascun peult penser et sçavoir*; 253: *desquelles armes je me passe, car trop longue chose seroit à escripre*; 254: *et de les nommer seroit trop longe chose*; 259: *pour revenir à mon propos*; 262: *qui tant estoient que escripre ne dire ne se poroit*; 314: *tant d'aultres armes que l'escripture seroit longue chose*; 337: *pour revenir au surplus de la matiere*; 355: *donc, pour abreger, je me passe.* Fast sämtliche Abschnitte schlieſsen mit diesen Eingeständnissen der Unbeholfenheit und Erschöpfung. Aber der Autor trägt sein schweres Geschick auch mit Humor; er wendet sich bittend an den Leser: 309: *je prie à tous que soye tenu pour excusé*; einmal wünscht er ihm kurzweg gute Nacht: 243: *et à Dieu pour cette nuyct.*

So verschiedene Züge nach der ästhetischen Seite, in Ton und

Digitized by Google

Bild, des Dichters Sprache nebeneinander aufweist, nach der logischen, in der Durchsichtigkeit des sprachlichen Gewandes für den Gedankeninhalt bleibt er seinem Volksgeist treu. Die wertvollste Eigenschaft seiner Sprache ist Klarheit und ein meist natürlicher, ungehinderter Fluſs. Sie ist durchweg verständlich, selbst da, wo der Fluſs leichte Wirbel zeigt im Gestrüpp ungelenker Satzgefüge, die dem *clerc* ab und zu in die Feder laufen, oder wo er zu schwellen vermeint und statt dessen Blasen treibt auf den illustren, pseudoklassischen Strecken. Daſs es mit dem Satzbau öfters hapert, rührt von der sorglosen Ungezwungenheit des Erzählens her, nicht von Anstrengungen über die Kraft, und stört daher kaum. Beispiele: S. 328, stark gekürzt: *et quant le roy fut en son lict, et le seigneur de Saintré, ainsi que de coustume estoit aux seigneurs d'estat, que les chambellans aux seigneurs donnoient de l'eau benoiste, quant ils estoient en leurs lits; et quant il eut donné de l'eau benoiste, il s'en alla en sa chambre.* S. 389: *vous ne savez, j'ai plusieurs fois pensé si peut estre que entre vous aultres nobles hommes, qui faicles si souvent armes, et quant ilz reviengnent, ilz dient qu'ilz ont gaigné.* Hier herrscht wohl keine strenge Logik, aber eine natürliche, wenn man die Verständlichkeit so heiſsen darf, die trotz des Baufehlers vorhanden ist; so redet das Volk tatsächlich. Störend wird nur bisweilen die Häufung der Nebensätze, die wohl dem Kanzleistil zuzuschreiben ist: S. 263, stark gekürzt: *la nouvelle de ceste bataille fut partout sceue; et tellement que le baron de Tresto, ayant oui dire que la lectre contenoit qu'après le pas tenu, s'il estoit chevalier sans reproche, qui le vaulsist requerir de faire aucunes armes, que devant le roy de France, en gardant Dieu son corps de peril, il accompliroit sa requeste. Lors il s'appensa que vrayement il le requerroit.* Hier ist das Prädikat zu *le baron de Tresto* durch eine Reihe von Einschachtelungen in Vergessenheit geraten, abgerissen und als neuer Hauptsatz aufgeführt. Doch das sind Ausnahmen.

III.

Les Quinze Joyes de Mariage.

Inhalt.

1. Das erlistete Kleid (7—16). Ein sorgloser, lebensfroher Jüngling heiratet. Er schwimmt im Glück. Nächtlicher Auftritt: die Frau weist ihn ab, spielt die Vernachlässigte, Gekränkte; die anderen Frauen haben schönere Kleider; sie hätte andere Männer haben können; sie hört seine Wirtschaftssorgen nicht an, ist todestraurig. Er hat Mitleid, gibt nach, muſs ihr aber schlieſslich das teure Kleid noch aufdrängen, denn es war ihr ja nur um seine Ehre zu tun. Sie lacht unter der Decke über ihren Sieg. — Der sorgenbedrückte Mann fällt in die Hände seiner Gläubiger, verarmt, und die ganze

Digitized by Google

Schuld wird nun ihm aufgebürdet von der Frau, deren Wehgeheul das Haus erfüllt.

2. Das verhängnisvolle Fest (17—20). Vetter und Basen haben die Beteiligung an einem Fest geplant; die Gewandteste erwirkt beim Ehemann die Erlaubnis für die Frau; er vertraut sie ihrer Obhut an. Dort rücken die Galane an; die junge Frau tanzt und singt; die Galane reden lieblich, treten ihr auf den Fuſs, schauen sie flehentlich an mit schrägen Blicken, und sie entgleist. Die Sache wird ruchbar; der Mann wütet, schlägt die Frau und schürt damit nur das Liebesfeuer.

3. Das Wochenbett (21—31). Die Frau wird schwanger; nichts als Klagen acht bis neun Monate lang; der Mann tut alles, sie zufriedenzustellen. Nun kommt das Wochenbett. Da rücken Vetter und Basen an, trinken seinen Wein und lassen es sich wohl sein in seinem Hause, während er bei jedem Wetter hinausreitet, um für Leckerbissen zu sorgen. Inzwischen reizen die Basen die Frau gegen ihren Mann auf: er achte sie zu wenig, obwohl sie aus besserer Familie sei; die Männer müsse man ziehen. Er kommt heim bei Nacht, durchnäſst und frierend, erkundigt sich zärtlich nach ihrem Befinden und müht sich noch in der Küche ab für die vorgeblich schwer Leidende, während er selbst die schlechten Reste vom Schmaus der anderen verzehrt. Als er am nächsten Tage vom Aufstehen und von den Ausgaben spricht, ertönt laute Klage: 'wenn mich nur Gott zu sich genommen hätte, so wäre ich doch meine Schmach und Leiden los.' Eine Wartefrau schickt ihn vom Bette weg. — Nun ist er so zahm, daſs man ihn Lämmer hüten lassen könnte; dann kommt der Kindergesang, und die Not nimmt kein Ende mehr.

4. Der geächtete Hausvater (32 - 38). Die zehn ersten Ehejahre sind vorbei; der Mann ist matt und abgehetzt und hartschlägig wie ein alter Esel. Die Töchter wollen schön gekleidet sein; er selbst aber trabt auf seinem Klepper im Land umher, zu den Gerichtstagen, in einem alten Kittel, in Stiefeln, deren Schäfte durchs Flicken zu kurz geworden sind, und mit einem schäbigen Reitknecht. Um zu sparen, übernachtet er nie draufsen. Kommt er sorgengedrückt nach Hause, so hört er die Hausfrau zanken und wettern; er tritt sacht auf und setzt sich weitab vom Feuer, wo sie mit den Kindern sitzt, so sehr es ihn friert. Wünscht er zu essen, so wirft sie ihm unter Flüchen die Vernachlässigung seines Haushalts vor, sein kleiner Liebling fängt zu weinen an, da greift die Dame zur Rute und prügelt ihn: 'Zum Teufel, Ihr erzieht die Range freilich nicht.' Die ganze Familie ist gegen ihn, und die Zofe meint: 'Es ist eine Schande; wenn Ihr heimkommt, macht Ihr nichts als Lärm.' Vergrämt und ohne Nachtessen geht er zu Bette.

5. Die verkaufte Ehre (39—57). Die Frau ist jung und vornehmerer Abkunft (*de plus grant lignée*) als der Mann. Er hat sie nur erhalten wegen eines kleinen Unfalls, der ihr begegnet ist

Digitized by Google

aber der gläubige Mann hat es für Verleumdung gehalten, als er davon hörte. Die junge Frau findet bald einen Freund, der ihr besser gefällt als ihr alter Geizhals. Von diesem will sie so wenig mehr wissen als ein Weinprober vom schlechten, wenn er guten getrunken hat. Sie heuchelt Schmerzen in der Seite, ist auch ganz heifs, weil sie an ihren Freund denkt, und er deckt sie sorgfältig zu, steht auf und läfst sie pflegen. Ein andermal, nachdem sie ihm oft ausgewichen ist, erfreut sie ihn mit ihrer Verschämtheit: 'Wenn ich gewufst hätte, was Heiraten heifst, hätte ich es nie getan.' Wieder einmal ist sie so gefällig, dafs er eine Absicht vermutet und sie nach ihrem Wunsche fragt; doch das teure Kleid, mit dem sie zögernd herausrückt, versagt er ihr. Aber sie weifs sich zu helfen.

Sie erinnert sich an einen anderen Galan, der ihr einst einen Diamant anbot; sie hat ihn abgewiesen, aber ihn doch dabei freundlich angeblickt. Die Kammerfrau wird ins Vertrauen gezogen. Jehanne trifft den reichen Verliebten am Brunnen; sie macht ihm nicht viel Hoffnung, denn die Dame wird streng bewacht. Gleichwohl will sie ihm helfen. Die Gelegenheit ist insofern günstig, als der Dame von ihrem Gatten ein Kleid versagt wurde; wenn sie auch das Geld wohl nicht annehme, das er ihr anbieten soll, so sehe sie doch seinen guten Willen daran. — Er sieht sie darauf in der Kirche; dort sitzt sie da wie ein Heiligenbild abseits in einer Bank und hört seine Bitten züchtig an. — Wieder wird Rat gehalten, und Jehanne handelt dem Beschlusse gemäfs. 'Euch zuliebe begebe ich mich in grofse Gefahr,' sagt sie dem Galan am Brunnen; 'es gibt nur ein Mittel: kommt heute nacht zur Hintertür; ich lasse Euch in ihr Zimmer; sie liebt Euch, und bei Nacht gibt man andere Antwort als bei Tag.' Es geschieht. Die Dame schreit auf: 'Ha, ich bin verraten.' Doch Jehanne rührt sich nicht; als schwache Frau unterliegt sie im Ringkampf, und aus Furcht vor Schande spricht sie nicht mehr. — Um so freigebiger ist jetzt der Galan, als er sein Glück nur ihrer Liebe zu verdanken glaubt, und sie hat das gewünschte Kleid.

6. Die schlecht empfangenen Gäste (58—66). Sie weifs, dafs er sie liebt, und macht ihm geflissentlich Sorgen; sie erscheint oft nicht beim Essen und sagt nicht warum, nur um ihn bekümmert zu sehen. Einst will der Hausherr vornehme Freunde mit nach Hause nehmen und schickt seinen Diener, um sie anzusagen. Statt der Vorbereitungen schickt die Dame alle Diener weg, und beim Eintreffen der Gesellschaft läfst sie sich krank melden. 'Wir haben gerade noch Gäste nötig,' erwidert sie dem Mann, der sie zur Rede stellen will; denn sie weifs wohl, dafs er sie nicht beifst. Nun sucht er selbst für Mahl und Bett zu sorgen, doch alles ist eingeschlossen; die Schlüssel sind verlegt; so mufs er bei den Nachbarn leihen gehen, und die Gäste müssen sich mit geringem Wein und schlechtem Bettlinnen begnügen. Verstimmt und mit höhnischen Reden reiten sie am näch-

Digitized by Google

sten Tage davon. — Es folgt ein Streit, in welchem die sparsame Hausfrau als die Gerechte erscheint, die viel leiden muſs und durch Schmeicheleien versöhnt wird.

7. Der bestrafte Warner (67—76). Beweis des Satzes, daſs der Mann in der Ehe das schlechtere Los zieht, durch Vergleiche aus der Tierwelt; Erklärung der weiblichen Sittenschwäche durch den rascheren Verbrauch des Mannes. — Ein Freund macht den Mann darauf aufmerksam, daſs seine Frau auf Abwegen wandelt; dieser versucht sie zu überraschen; doch sie hat Wind gekriegt, und es miſslingt. Er gesteht seinen Verdacht; Staunen, Schwüre und Tränen folgen. Sie umarmt ihn zärtlich: 'Uns wollen sie trennen, süſser Freund!' Sie weiſs schon, wer sie beschuldigt hat, und warum. Nur deshalb, weil der Verräter, der sich für seinen Freund ausgibt, ihr vergeblich nachstellte. 'Seine Schuld ist es nicht, daſs meine Ehre keinen Schaden litt.' Fortan darf er das Haus nicht mehr betreten; der unschuldige Knappe dagegen, gegen die Bitte der gekränkten Frau, soll um so willkommener sein.

8. Die schlimme Wallfahrt (77—83). In ihrer Angst vor der Entbindung hat die Frau Wallfahrten gelobt; und als es Frühling geworden, tritt eine ganze Gesellschaft von Basen und sogenannten Vettern, *'c'est la maniere de le dire'*, die Reise nach dem Marienheiligtum von Puy in der Auvergne an. Der Mann muſs mit, aber besser bliebe er zu Hause und trüge Steine am Hals; denn die Frau ist nicht zufrieden, wenn er nicht Mühsal hat. Bald ist der Steigbügel zu hoch, bald braucht sie den Mantel, bald läſst sie absichtlich die Peitsche fallen; schmutziger als ein Hund muſs er durch die Dörfer traben, um ihr etwas zu holen. Im Gedränge zu Puy muſs er sich herumstoſsen lassen, um mit ihrem Rosenkranz und Gürtel die Reliquie zu berühren; schlieſslich ist er an die Plagen gewöhnt wie die Traufe an den Regen. Klagen und Schelten ist sein Lohn.

9. Der vernachlässigte Kranke (84—89). Im dreiſsigjährigen Ehekrieg ist der Mann Sieger geblieben und hat seine Ehre gerettet; doch er hat viel gearbeitet, gelitten und wird gichtkrank. Jetzt wendet sich das Blatt. Die Frau tut nur noch, was sie will; will er die Kinder tadeln, so ist sie gegen ihn. Er wird vernachlässigt; seine Wohltaten sind vergessen; sie rächt sich für seine Herrschaft und sagt oft zu ihm, er büſse jetzt für seine Sünden. Da rafft er sich einmal auf, läſst seine Familie vor sich kommen, wirft ihnen ihr Verhalten vor und warnt den ältesten Sohn, nach seinem Erbe zu trachten. Er hat gedroht; nun wird er von der Welt abgeschnitten. Fragt jemand nach ihm, so heiſst es: 'Er ist kindisch geworden; Gott hat es so gewollt.' So geht er elend zugrunde.

10. Die Ehescheidung (90—94). Dem Manne geht es wie den wilden Enten, die der Jäger durch zahme Enten in die Falle lockt. Er findet das Gegenteil der erwarteten Freude darin. Die

Digitized by Google

Frau kann ihn nicht ausstehen; es steche sie wie mit Nadeln, wenn er bei ihr sei, sagt sie zu ihrer Mutter; es müsse Zauber sein. Die Mutter nimmt die Treulose in Schutz gegen den wütenden Mann und beteuert ihre Unschuld. Es kommt zur Ehescheidung; sie werden zum Gespött. Heiraten dürfen sie nicht mehr, und sie müssen ohne Erben sterben. Die Frau zieht in der Stadt von einem Zimmer zum anderen ihrem Vergnügen nach, und ein Galan hält sie öffentlich in seinem Hause vor dessen Augen.

11. Der Gimpelfang (95—104). Ein hübscher Junge und reicher Erbe vergnügt sich, wo er kann. Er kommt in ein Haus, wo ein schönes Fräulein ist; doch es ist vor ihm schon ein anderer Bittsteller dagewesen, der Erhörung gefunden und sich darauf verzogen hat. Das arme Fräulein, fast noch ein Kind, weifs nicht, was ihr geschehen; die Mutter merkt es an ihrer Blässe und klärt sie auf. 'Wenn der Junker kommt, blicke recht sanft nach ihm hin, höre ihn höflich an, wenn er dich um Liebe bittet, und sage ihm, du wissest nicht, was das sei.' So geschieht's. Höflich bittet er sie, ihr *amy par amours* sein zu dürfen, und als ihre Unterhaltung zu lange dauert, winkt ihr die Mutter zu schweigen, aus Furcht, sie spiele ihre Rolle nicht gut. Sie lädt die Gesellschaft zu einer Wallfahrt ein für den nächsten Tag. Dort wird sein Pferd für das einzige erklärt, das 'hinten trägt'; das Fräulein, das hinter ihn gesetzt wird, mufs sich an ihm halten, und Gott weifs, ob ihm das gefällt. Wieder daheim, in der Gartenlaube, fleht er um Gnade, wird sachte auf den Eheweg gewiesen und spricht nun demütig mit der Mutter. Rasch folgt die Verlobung und die Hochzeit; für ihr Verhalten in der Nacht erhält die junge Frau wieder die nötige Anweisung und spielt ihre Unschuldsrolle gut. Aber nach drei Monaten kommt das Unglück; sie kommt nieder, und alle Freude ist in Traurigkeit verkehrt.

12. Frauenknechtschaft in Kriegsnot (105—110). Er preist sich glücklich, eine solche Frau zu besitzen, läfst sich in allem von ihr lenken und ist gutmütig wie der Ochse am Pflug. Wird er zum Heer gerufen, so heifst es; 'Wollt Ihr alles verbrauchen und Euch töten lassen? Da wären Eure Kinder und ich schön dran,' und er geht nicht. Will sie ihn fort haben, so weckt sie ihn um Mitternacht und schickt ihn auf eine dringende Reise, ob es regnet oder hagelt. Schleicht der Galan bei Nacht ins Haus, und der Hund bellt, so macht sie ihm weis, es seien die Ratten. — Da kommt Krieg ins Land; er mufs fliehen, schleicht sich aber wieder durch Wälder und Hecken zurück, um nach den Seinen zu sehen. Die Frau schiebt ihm alles Unheil zu, als ob er zwischen Frankreich und England Frieden zu schliefsen habe; und er mufs sie alle auf eine Festung bringen. Er magert ab vor Mühsal; seine Kinder verwahrlosen, alles läfst man ihnen zu, und würfen sie dem Vater beim Spielen ein Auge aus. Nach dem Kriege mufs er sie wieder heimschaffen, und dort wird er behandelt wie ein alter Falkenier, der zu nichts mehr taugt.

Digitized by Google

13. Ehre und Liebe (111—115). Der Gatte zieht in den Krieg; alle Tränen der Frau können ihn, den echten Edelmann, dem die Ehre über alles geht, nicht davon abhalten. Der Schmerz der Frau ist groſs; doch man kann nicht immer weinen, und als der Krieg vier Jahre gedauert hat, nimmt sie einen anderen Mann. Aber das Schicksal will, daſs der Mann zurückkehrt; er hat im Gefängnis geschmachtet, während seine Frau schwelgte. Verderben und Schande ist das Ende; er fällt im Zweikampf. — Oft werden auch wegen des Vortritts beim Kirchgange Frauen zur Ursache endlosen Streites zwischen Männern.

14. Ungleiches Alter (116—120). Ein junges Pärchen liebt sich zärtlich und küſst sich wie zwei Tauben. Da stirbt die Frau; der Mann klagt Gott und das Schicksal an, die ihm alle Freude genommen; er meidet alle Gesellschaft, und immer schwebt ihm das Gesicht der Toten vor Augen. Doch es gelingt, ihn wieder zu verheiraten, mit einer Witwe. Sie ist älter als er, benimmt sich klug und deckt ihr Gift erst auf, als sie seine Gutmütigkeit kennt. Nun beginnt die Knechtschaft; denn eine bösartige Witwe ist einem Folterhemd gleich, mit dem man Verbrecher bestraft. Sie ist wütend vor Eifersucht und Lüsternheit, möchte ihn immer in den Armen halten, während er von dem schlechten Nachgeschmack krank wird. — Ebensowenig kann eine junge Frau einen Alten ertragen mit seinem Husten, Spucken und schlechten Atem; es ist, wie wenn man eine Katze und einen Hund in einen Sack sperrt; sie raufen miteinander bis ans Ende.

15. Die Nothelferinnen (121—133). Dem Gatten schnüren Angst und Wut das Herz zusammen, als er den verdächtigen Burschen in sein Haus treten sieht; ganz von Sinnen stürzt er ins Schlafzimmer und findet ihn dort. Eben will er ihn erschlagen, da fällt ihm seine Frau in die Arme; der Galan enteilt, vom Gatten vergeblich verfolgt, und die Frau rettet sich zu ihrer Mutter. Der erzählt sie ihre Not und legt ihr, die den alten Tanz wohl kennt, ein Geständnis ab. 'Bei allen Teufeln, das dacht ich mir; doch du tust wohl daran, den armen Burschen zu schützen.' 'Ach, wenn du ihn kenntest! Halbe Nächte lang hat er bei jedem Wetter im Garten auf mich gewartet.' Da muſs geholfen werden. Die Basen werden geholt. Man sagt ihnen die ganze Wahrheit; denn manche ist darunter, die in ähnlicher Lage war und um so besser raten kann. Jede sagt ihre Meinung; selbsterlebte Fälle dienen zur Beweisführung, und danach wird Beschluſs gefaſst, wie vorgegangen werden soll. Sie weiden sich schon am kommenden Siege. Die Zofe hat den Galan am Brunnen getroffen, wo er hinkam, um sich der Gesellschaft zu empfehlen; er ist bleich und friert; man hat Mitleid mit ihm und läſst ihn holen; desgleichen die Kammerfrau des Betrogenen. 'Was treibt dein Herr?' 'Er kann keinen Bissen schlucken, sitzt sinnend am Tische, entstellt wie ein Toter; es muſs jeder Mitleid mit ihm

Digitized by Google

haben.' 'Mitleid? er wird schon genesen mit Gottes Hilfe.' Nun begeben sich zwei seiner nächsten Gevatterinnen in sein Haus, wo er wie ein zum Galgen Verurteilter stumm dasitzt. Unter Schwüren versichern sie ihn der Treue der Gattin, unterstützt von der Kammerfrau: 'Lieber hätte sie sich verbrennen lassen. Seit vier Jahren diene ich Euch redlich, so arm ich bin; wie sollte ich es nicht gewufst haben, wenn sie Böses getan hätte.' Dann kommen die anderen Basen: 'Das tat der Teufel, um euch zu trennen.' 'Glaubt Ihr, wir seien so dumm, dafs wir sie in unserer Gesellschaft duldeten, wenn sie so wäre, wie Ihr sagt?' Jetzt kommt weinend die Mutter an und springt auf ihn los, wie wenn sie ihn mit den Nägeln zerkratzen wolle: 'Verflucht sei die Stunde, wo man sie Euch gab!' Man beschwichtigt sie. 'Ich selbst würde sie erwürgen, wenn sie gefehlt hätte; aber ich kann sie doch nicht so ohne Grund in Schande stürzen sehen.' Nun wird er gescholten, getröstet, weifs nicht mehr aus und ein. Der Beichtvater kommt: 'Beim heiligen Dominikus, ihr Leib wurde nie von Sünde befleckt; meine Seele zum Pfande!' Er bereut, und die Frau kehrt zurück. Fortan helfen ihr die Basen zu ihrem Vergnügen, wie sie ihr geholfen haben, dem Gatten das Gebifs anzulegen.

Gesichtskreis und Absicht des Werkes.

Bildung und Neigungen des Verfassers.

Der Gegenstand der *Quinze Joyes* steht in mannigfachem Gegensatz zu dem des *Saintré*; hier der Königshof und die Spitzen der Gesellschaft, dort die breiten Schichten des Landadels und Bürgertums; hier die gleifsende Aufsenseite des Lebens, dort seine schlichte Innenseite; hier die mustergültigen Lebensformen, dort die zerrütteten Lebensgänge; hier ein Fabelreich in lauter Licht, dort eine Wirklichkeit in lauter Schatten. So könnte man, von der nüchternen Darstellungsweise dieses Fabelreiches abgesehen, dann aber auch von der merklichen Trübung, die ihm zum Schlufs widerfährt, das Verhältnis der beiden Werke ihrem Umkreise nach skizzieren. In diesen so entgegengesetzten Kreisen stehen auch entsprechende Helden: der edle Ritter und das böse Weib.

Das Haus bald des schlichten Landedelmannes, bald des behäbigen Bürgers ist der enge Schauplatz der *Quinze Joyes*. Über das Kleinleben der Familie und der mit ihr in Berührung tretenden Gäste, Hebammen und Beichtväter reicht der Blick kaum hinaus; um so gründlicher dürfen wir uns in Haus und Hof umsehen und in den verborgensten Winkeln des Ehelebens. Nur von fern dringt der Schall der grofsen Welt herein, wenn von Kriegsnot und Engländern die Rede ist (73, 108, 125); Geschäftsgänge und Wallfahrten zeigen uns gelegentlich einmal, wie es draufsen im Land aussieht. Doch treten auch in diesem engen Rahmen mannigfache

Digitized by Google

Interessen in unseren Gesichtskreis: Religion und Aberglaube, Vaterland und Gesellschaft, Wissen und Bildung, die uns Aufschluſs geben können über Herz und Geist und wohl auch die gesellschaftliche Stellung des Verfassers.

Letztere hüllt seine Vorrede im Dunkel; er erwähnt dort rühmend *le noble estat de clerc* (4), und sicher besitzt er ein gutes Stück gelehrter Bildung, ohne damit zu prahlen. Er redet Latein (120), ist erfahren in Rechtssachen (125: *allegacion, arguer, repliquer, conclusion, proceder,*) braucht gelehrte Wendungen, obwohl selten (117: *bailler par similitude*), weiſs von *roy Priam* und *Hector* (113), weiſs, wenn die Vorrede von ihm ist, sehr gelehrt von Politik, Geschichte und Moral zu handeln (2, 3), unter Verwendung abstrakter Begriffe, wie *bien commun* und *bien singulier*, redet von *complession sanguine* (96) und zeigt astrologische Kenntnisse: *Le temps nouvel s'approche, et les vertuz s'emouvent par l'einfluence des elemens et des planetes* (78). — Sein Verhältnis zu Religion und Kirche ist tadellos. Er besitzt Gläubigkeit: *nous ne sommes en ce monde que pour faire penitances, afin d'avoir Paradis* (5); *je croy que Dieu ne donne adversité aux gens sinon selon ce qu'il les sceit francs et debonnaires pour paciamment endurer* (35); *Et Dieu en pugnist aucune fois les mariez par semblable paine* (97); *celui qui chiet en ce point n'a rien affere si non prier Dieu qui lui doint bonne pacience* (118). *La foy catholique* preist er als besonderes Gut Frankreichs in der Vorrede (2). Messen lesen lassen zu Heilzwecken nimmt er ernst (110). Aberglauben verspottet er nicht, sondern behandelt die *deable* (130) und *malefices* (91) entweder neutral oder bekennt sich offen dazu: *Et sachez qu'il est avenu à aucuns que l'en leur faisoit boire de mauvais brouez, affin de porter les braies* (93). Wenn er die Heiligen einmal leichtfertig zu behandeln scheint: *or avient, Dieu mercy, qu'ilz (les saints) ont ouy les prieres du bon homme* (78), oder die Bibel: *la dame, qui sçait tout le Vieil Testament et le Nouvel* (97), so rührt das nur von einem unabsichtlichen Übergreifen des ironischen Tones her, der nicht dieser, sondern seinem Opfer gilt, und der sich, als schlechte Sprachgewohnheit, in vielen ironischen *Dieu mercy, Dieu sceit* und anderen Wendungen zeigt: *le mary se tient moult honnouré de ce que Dieu lui fist la grace qu'il la peut avoir* (39); *si ung homme ne suffisoit à une femme, Dieu et l'Eglise auroient ordonné que chacune en eust deux* (69), die freilich etwas von der lockeren Religiosität seiner Zeit in ihm verraten. Dasselbe mag bis zu einem gewissen Grad auch von der unrühmlichen Rolle gelten, die religiöse Einrichtungen beim Verfasser spielen. In der Kirche werden unzüchtige Verhältnisse angeknüpft (52), wobei die Sitte, Weihwasser zu reichen, mithilft (53, 124); sie ist eine Schaustätte der Eitelkeit (15) und der Vorrang darin ein böser Zankapfel (114). Besonders wertvoll sind der verbotenen Liebe die Wallfahrten: *pour ce qu'ilz ne peuvent pas bien faire à leur guise en leurs mesons* (79). Als Leute, an die die Hausfrau ihr Geld ver-

Digitized by Google

schwendet, erscheinen die Beichtväter in Gesellschaft der Galane und Kupplerinnen: *tant à son ami que à vieilles maquerelles, que à son confesseur, qui est ung cordelier ou ung jacopin, qui a une grousse pencion d'elle pour la absoubdre chacun an* (71). Der Beichtvater nimmt es auf sein Seelenheil, den Ehebruch zu schützen (131). Mit Kirchgang, Wallfahrt und Beichte ist die Unzucht so eng verflochten, daſs sie ohne ihre Hilfe unmöglich scheint. Der Verfasser gehört zu den Aufklärern. Ganz allein auf Rechnung der literarischen Zeitsitte, die in diesen Dingen die bequemste Zielscheibe ihrer Lachlust fand, lassen sich bei ihm diese Angriffe nicht setzen. Der Tadel ist ernst gemeint; er gehört nicht zu den Schwachköpfen, bei denen Spott und Verehrung für dieselbe Sache nebeneinander Platz haben. Er haſst den Miſsbrauch, der mit religiösen Dingen getrieben wird. Seine Peitschenhiebe treffen fortgesetzt die Heuchelei in den frommen Ergebenheitsphrasen, die er den Sünderinnen in den Mund legt: *Ainsi est de la voulenté de Dieu,* sagt die Henkerin ihres kranken Mannes (89); *Dieu soit loé du tout* die, die sich fälschlich über Vernachlässigung beschwert (29); sie treffen die religiöse Roheit in den grausigen Schwüren: *par Dieu que le monde fist* (18), *de par tous les diables* (37), *j'en donne au deable tout quant que il en a dessoubz mes deux mains* (73), *par le sacrement Dieu* (128), *par l'ame qui en mon corps bat* (128), *par ma part de paradis* (129), mit denen sie ihre Unschuld beteuern oder ihren Wünschen Ausdruck geben: *que maudit soit-il de Dieu! — Amen, font-elles; et si est-il* (128). Er tadelt von sich aus die scheinheilige Anschuldigung: *et qui pis est, elle dit souvent au bon homme que péchié luy nuist* (86).

Unzweifelhaft ehrlich ist sein Haſs der Mönche (71, 131), und offenbar aus sittlicher Entrüstung. In *Saintré* sind es von den Vertretern der Kirche nicht die Mönche, die im Gegenteil gut wegkommen, sondern der Abt, gegen den sich der Angriff richtet; der Beweggrund ist dort ebenso offensichtlich der soziale Konkurrenzneid des Edelmannes gegen den heraufgekommenen Bürgerlichen, derselbe Trieb, der dem bescheideneren Bürger gegenüber zur kühlen Verachtung führt; von beiden läſst sich hier nichts blicken. — Dieselbe Entrüstung wie gegen schamlose Mönche erfüllt ihn gegen alle Übeltäter, seien es Männer oder Weiber: *les gallans, qui la voient si bien emparlée, se avancent; car gaillart maintien de femme donne hardement à couart ribaut de parler* (19). Ein lebhafter Sinn für Recht und Ehre bestimmt sein Verhalten zur Gesellschaft. Trotz seiner groſsen Voreingenommenheit gegen die Frau, von der unten die Rede sein soll, erkennt er auch ihr das Recht der Vergeltung zu: *quar la femme qui se sent envillenie ne vault riens si el ne met paine à en avoir retour* (97). Sein Herz gehört dem Ritterstand. An der Erfüllung der Pflicht, dem Rufe des Königs zu folgen, hängt des Edelmannes Ehre; die Frau raubt sie ihm: *s'il ne lui plaist, il n'yra point; et se deffende qui porra et garde son honneur qui vouldra* (106).

Digitized by Google

Conquerre honneur et chevalerie (111) heifst es hier wie in *Saintré*. Der Verfasser freut sich, dafs es noch edle Männer gibt, die etwas darauf halten: *qu'il n'est amours de femme ne d'enfans qui les tenist qu'ils ne fissent toujours choses honourables* (111), und eifert in einem langen Erguls gegen die traurige Mehrzahl, die sich zur Verteidigung des Landes nicht vom Platze rühren: *lesquels font sans faulte grant honte à toute noblesse, et sont lasches et devroyent estre privez de tout le nom et privileges des nobles* (112). Die Zugehörigkeit des Verfassers zum königstreuen Adel wird dadurch nahegelegt. Der vaterländische Ton findet sich auch in der Vorrede, wo in der geschichtlichen Abhandlung ausgeführt ist, wie es kam, dafs *France fut la plus noble terre du monde* (2).

Merkwürdig ist es nun, einen sonst so wohlgesinnten Mann, der gelegentlich mit Eifer für die höchsten Güter eintritt, ein einziges derselben lästern zu sehen: die Familie. Treibt ihn ein inneres Bedürfnis dazu, seinem Abscheu Luft zu machen? Oder läuft er nur mechanisch im ausgetretenen Geleis der Frauenverspottung? Die Antwort auf diese Frage müssen wir da suchen, wo es dem Verfasser nicht um die Erheiterung seiner selbst oder des Lesers zu tun ist. Und da kann kein Zweifel bestehen darüber, dafs der Gesamteindruck des Werkes ernst, ja geradezu düster ist. Es lastet ein unheimlicher Pessimismus darauf, eine aufrichtige Verzweiflung am Glück des Lebens. Ehe mufs sein; Ehe führt ins Elend. So will es nicht etwa Gott, sondern das Schicksal: *fortune, droit du jeu, reigle du jeu* (66, 76, 135), das über jenem steht wie die Moira über Zeus. Der Mann ist gut, das Weib ist schlecht; daher mufs es dem Manne schlecht gehen: *le pauvre corps de lui n'aura jamès repoux, car il n'est fait pour aultre chose* (109); *tant qu'il l'aura plus chiere, de tant lui fera-el plus de melencolies* (59). Die Weiber sind einmal so: *femme diverse et male et n'y en y a gueres d'autres* (84); daher macht der Verfasser auch kein Hehl aus seiner Verachtung: *et lui semble qu'elle fait beaux faiz quant elle fait son mary plain de soussy* (59). Sie sind beschränkt: *car la plus sage femme du monde, au regart du sens, en a autant comme j'ay d'or en l'oeil; car le sens lui fault avant qu'elle soit à la moitié de ce qu'elle veult dire ou faire* (106); *il n'est si grant mensonge, tant soit-il estrange, que elle ne croit tantoust, mès que ce soit à sa louange* (65). Die Lose der Ehegatten sind ungleich verteilt: *elle ne prent pas les paines, les travaulx, les soussyz qu'il prent* (68); *à l'enfantement a grant paine et douleur; mais ce n'est rien à comparer envers un soussy que ung homme raisonnable prent, de pencées profondes pour aucune grant chose qu'il a affaire* (68). Das nimmt sie nicht in Rechnung, wenn seine Kraft rascher verfällt: *si ne laisse pas a croire que son mary est de moindre puissance que les aultres* (69). Daraus folgt notwendig, dafs *les plaisances, les deliz tournent en noises et en riotes* (69). Das Weib ist für ihn ein minderwertiges Geschöpf so gut wie für Schopenhauer.

Digitized by Google

Die bekannte Unsittlichkeit des 15. Jahrhunderts, in Verbindung mit persönlichen Erfahrungen, dürfte bei ihm zur Erklärung des Weiberhasses ausreichen. Wenn er diesen in seinem Vor- und Nachwort bemänteln will, so mag dies von höherer Einsicht rühren, die die Schwäche seiner Aufstellungen fühlt; in erster Linie rührt dies sicher daher, daſs er, wenn auch etwas spät, sich an die Ritterpflicht der Höflichkeit gegen Damen erinnert. Hören wir nun, wie er sich entschuldigt. Im Vorwort allerdings noch nicht: Freiheit ist das höchste Glück, ein Tor, der sie weggibt; die Leiden der Eheknechtschaft wären ein religiöses Verdienst, würden sie nicht um der vermeintlichen Freuden willen gesucht; er schreibt das Buch nicht, um die Männer vor der Ehe zu warnen, denn das wäre unnütz, sondern zur Erheiterung. Dagegen im Nachwort: er tadelt die Ehe nicht; er will nur vor Selbsttäuschung warnen. Die Frauen dürfen sich nicht über ihn beklagen; sie kommen gar nicht so schlecht dabei weg, ja er wagt zu behaupten, es gereiche ihnen alles zur Ehre. Sollten sie doch nicht zufrieden sein, so ist er bereit, auch für sie und gegen die Mäner zu schreiben, denn er hat Stoff genug dazu. — Eine klare Entschuldigung ist das freilich nicht; sie ist auch schwer möglich; er drückt sich hin und her zwischen Witzesuchen und Sichaussprechen, wobei zwar der Sinn vielfach zu Schaden kommt, seine Verlegenheit aber nicht zu verkennen ist.

Daſs persönliche Schicksale dazu mitgewirkt haben, ihn in diese Richtung zu drängen, wird durch eine deutliche Neigung zur Sinnlichkeit wahrscheinlich gemacht. Sie drängt sich nicht vor und ist nirgends Endzweck; aber sie läſst sich auch nicht ganz abweisen. Es ist keine Stelle da, der man nachsagen könnte, sie sei aus reiner Freude am Schlüpfrigen geschrieben; meistens findet sich das Sexuelle in recht wenig heiterem Zusammenhang. Aber die breite Ausmalung (45, 103) und Witze wie *le compagnon qui luy ayde à faire ses besongnes quant il n'y est pas* (121) oder gar *ils accordent leurs chalumeaulx* (56) verraten doch ein gewisses Behagen, mit dem er dabei verweilt.

Die künstlerischen Seiten des Werkes.

Komposition und Charakteristik. Die 15 Ehefreuden stellen sich in der vorstehenden Inhaltsangabe dar als 15 deutlich gegeneinander abgegrenzte Sittenbilder, halb schildernd, halb erzählend, letzteres so sehr, daſs füglich auch von 15 Erzählungen gesprochen werden könnte. Tatsächlich gelingt es, solche aus jeder Nummer herauszuschneiden und einen Mittelpunkt der Handlung herauszufinden, mit dem sie benannt werden können. Das ist hier geschehen; der erzählende Kern ist herausgeschält; doch nicht ohne eine derbe Sichtung, bei der ganze Stücke der unförmlichen Gebäude als Abfall liegen bleiben muſsten. Es ist erzählende Dichtung, aber nicht in der Absicht des Verfassers; für ihn handelt es sich in erster

Digitized by Google

Linie um Belehrung. Er hat letztere Form für das Ganze gewählt; sie erlaubt es ihm, den Erzählungsstoff beliebig zu verteilen. Wenn daher auch die meisten Nummern eine geschlossene Erzählung bieten, Erzählungen freilich, in denen die Handlung vor den Nebenumständen zurücktritt, so sind doch auch solche darunter, denen fast jeder Faden einer Handlung fehlt. Und leider fehlt auch oft jede Einheit des Gedankens. Die Möglichkeiten sind beliebig zusammengeschweifst mit *aucunefois, ou, à l'aventure, s'il avient que,* die Urteile sind hypothetisch, nicht historisch, daher auch die Zeit der Gegenwart, beziehungsweise der Zukunft für die Erzählung. Um Widersprüche kümmert er sich nicht; vom selben Manne zu sagen: *le bon homme qui est fait à la bonne foy* (40) und *le mary qui est cault et malicieux* (56) beschwert ihn nicht; ja zweimal begegnet es ihm, dafs er es als unglückliche Folge einer Ehe bezeichnet, nicht wiederheiraten zu können (94, 104). Mit zwecklosen Wiederholungen verdirbt er oft den besten Eindruck (*jalousie, galan, la plus grant douleur* erscheinen so und so oft!). Es fehlt jeder klare Plan in der Anlage. Dagegen läfst sich dem seltsamen Mittel, eine äufsere Einheit zu erzielen, durch Anbringung des Schlusses: *et finera miserablement ses jours,* seine Wirkung nicht absprechen. Es klingt wie ein unheimlicher Fluch, der immer wieder und recht eindringlich das Ziel weist. In *Saintré* lassen sich die lehrhaften Einlagen glatt auslösen, ja sie fallen von selbst heraus; die Dichtung ist rein episch; kaum mit einer Silbe tritt der Dichter selbst hervor; auch die lehrhaften Teile sind episch eingeführt. In den *Quinze Joyes* ist das Lehrhafte mit dem Erzählenden der Form nach unauflöslich verflochten; der Dichter steht vorn auf dem Plan; sein ausgesprochenes Ich herrscht von Anfang bis zu Ende. Hätten beide Werke denselben Verfasser, so wäre die Selbstbeherrschung erstaunlich, die er im ersten Werke übte, einzig im Interesse der epischen Form, denn Gelegenheit zu persönlichen Einstreuungen bot ihm auch jener Gegenstand in Hülle und Fülle. Ein solches Mafs von Selbstverleugnung, einen so entschiedenen Sieg über Neigung und Bequemlichkeit, über seine ganze subjektive Natur, beim Dichter der *Quinze Joyes*-Satire anzunehmen, dafs man ihn des *Saintré*-Epos für fähig hält, ist für eine Zeit der Verwilderung nicht angängig, in der die Grenzen der Dichtungsgattungen völlig verwischt waren.

Dieselbe Zerfahrenheit, wie die Gesamtanlage, zeigt natürlich auch die Charakterzeichnung. Es sind prächtige Ansätze da zur Zeichnung besonderer Gattungen des Weibes, wie die Launische aus blofser Freude am Schmollen, ohne Berechnung (VI), der Plaggeist (VIII), der alte Drache (IV), die Ekele (X), der Vampir (XIV), und man glaubt einen Vorläufer La Bruyères entdeckt zu haben, aber immer wieder wird man dadurch enttäuscht, dafs im weiteren Verlaufe der Schilderung allmählich beliebige andere Eigenschaften auf dasselbe Wesen gehäuft werden. Es ist schliefslich nur noch ein

Digitized by Google

Weib vorhanden, das böse Weib, das alle Fehler in sich vereinigt. Es ist immer und überall eitel, zänkisch, herrschsüchtig, schlau, heuchlerisch, eine Meisterin in der Verstellungskunst, schadenfroh und gefühlsroh gegen den Gatten, weichherzig gegen den Übeltäter, der Schmeichelei zugänglich und beschränkten Geistes, vor allem aber lüstern und unersättlich. Ihr gegenüber steht der Mann: liebevoll, arbeitsam, fürsorglich; erst überglücklich, dann voll Schmerz, Eifersucht oder stumpfer Ergebung; ein bemitleidenswertes Geschöpf. Es ist ein weiches, friedfertiges Geschlecht, das regelmäfsig im Kampf unterliegt; die Seelengüte, die im Kampfe mit der Bosheit zugrunde geht. Von guten Frauen findet sich eine flüchtige Andeutung (XIV), von ehrenfesten Männern ein einziges Beispiel (XIII).

Beobachtung. Die starke Seite des Verfassers der *Quinze Joyes* ist seine Beobachtung der intimsten seelischen Vorgänge, die durch ihre Schärfe und Fülle in Erstaunen setzt. Es steht ihm offenbar eine reiche Erfahrung zu Gebote; *par l'avoir veu et ouy dire à ceulx qui bien le savoient,* sagt er uns in seiner Vorrede (5); so harmlos wurde dieser Schatz nicht erworben. Alle Verkehrtheiten und alle Schliche des Weibes hat er ausgespäht und ihre Blöfsen mit erschreckender Unerbittlichkeit aufgedeckt. Ihr ganzes Seelenleben breitet er vor uns aus, von niederen Sinnenregungen bis zur geistigen Verfassung. Im Hintergrund aller Fragen des Gefühlslebens steht der Sexualverkehr als entscheidender Faktor; eindringende Untersuchungen werden hierüber angestellt: warum ist der Galan bevorzugt? (41, 67, 69, 70), wie verhalten sich verschiedene Lebensalter in der Ehe? (119), woher rührt das frühe Erkalten der ehelichen Liebe? Der Verkehr selbst wird vielfach in den Vordergrund gerückt (44, 45, 123), seine Geheimnisse verraten, Wesen geschildert, die lebhaft an Daudets Sappho erinnern (42, 118). Von den Mitteln der weiblichen Verstellungskunst beim Mürbemachen, Ausreden, Verführen (52: *et lui faites bien l'estrange; toutesfois ne l'estrangez pas trop*), Überrumpeln bleibt keines unbeleuchtet; ebensowenig wie diese ihre geistige Stärke aber auch ihre geistige Schwäche: Mangel an Verständnis für öffentliche Dinge, für das Wohlergehen der Familie, sinnlose Einmischung in die Geschäfte des Mannes; in 'pfiffig und dumm' liefse sich diese Kennzeichnung der intellektuellen Seite zusammenfassen. Im Konflikt von Verstand und Gefühl, beim Verhalten gegen Schmeichler und verunglückte Verbrecher siegt die nächste Regung ebenso sicher wie in dem von Pflicht und Neigung. Fein beobachtete Einzelzüge treten gelegentlich zu diesen Grundzügen des beschränkten und sittlich haltlosen Geschöpfes hinzu, das er vor uns zergliedert. Wohl bei keinem der Werke des ausgehenden Mittelalters fühlen wir uns so lebhaft an die Moderne erinnert, in keinem spüren wir so sehr den alle Umwälzungen überdauernden Zusammenhang im geistigen Wesen des Franzosen wie hier. Der *'roman psychologique'* hat in ihm einen fernen und merkwürdigen Vorläufer; so

Digitized by Google

sind beispielsweise gleich in 'Madame Bovary' viele Seiten wie aus den *Quinze Joyes* herausgeschnitten.

Stimmung. Der Ton der Rede ist durch das Gefühlsverhältnis des Redenden zu seinem Gegenstande gegeben. Kalter oder bitterer Spott ist der Ausdruck der Verachtung; es fehlt nicht daran: *de tant qu'il l'aura plus chiere, de tant luy fera-el plus de melencolics* (59); *il fera de beaux faiz dovenavant, puisqu'il est en gouvernement de sa femme* (106); vernichtend ist die empfohlene Ergebung: *le pauvre corps de lui n'aura jamais repoux, fort seullement paine et tribulation, car il n'est fait pour aultre chose* (109). Hier klingt das verletzte Gefühl deutlich an. Doch der Sittenrichter muſs sich dem Dichter beugen; dieser will lachen; er will nicht aussehen, als ob er Krieg führe mit dem Gegenstande, so sehr er es tut, sondern als ob er nur spiele. Das beste Mittel hiezu ist die Scheinbilligung. *Il fault faire courtoisie à qui la faict* (132), heiſst es von Hehlerinnen; *la pouvre femme desconseillée* (122) von der ertappten Ehebrecherin; *pour faire son devoir* (122); *et se laisse forcer, qui est grant pitié, car ce n'est rien que d'une pouvre femme seule* (55); hier tritt der Dichter als Anwalt der Bedrängten auf. In demselben Sinne führt er uns die Logik vor, mit der die Frau dazu kommt, ihren Mann gering zu achten (69). Wer seine Bitte anständig vorbringt, dem wird eine vernünftige Frau sie nicht abschlagen (96). Das Schwarze weiſs zu nennen, ist an sich noch keine Kunst, aber er versteht es an der rechten Stelle. *Il ne luy chault mès qu'il vive* (33) und *pour l'affection qu'il a de venir à sa meson* (35) sind wirkungsvolle Gegensätze. *Or font leur veage en bonne devocion, Dieu le sceit* (101) und ähnliche Hiebe auf Heuchelei sind schon erwähnt. — Neben Satire und Ironie auf moralischem Grunde findet aber auch etwas wie boshafter Humor ein bescheidenes Plätzchen; *le pouvre homme leur (à la dame et aux aultres femmes) feroit bien plus grand service s'il povoit et si leur plaisoit* (53); *s'il trouve aucune dame qui eust affaire de luy, il s'emploieroit volontiers* (95); *le compagnon qui lui ayde à faire ses besongnes quant il n'y est pas* (121). Etwas schadenfroh klingen auch die Witze über den schäbigen Aufzug des sorgenbeladenen Ehemannes (34). Diese liebenswürdigen Bosheiten haben schon etwas Voltairesches. Die Grenzlinie zwischen Schuld und Not ist dem Spott nicht immer allzu scharf gezogen. — Das satirische Gewand ist ganz abgelegt, bis auf einen einzigen Hieb gegen die treulose Frau in der XIII. Joye, wo schlicht und echt die Not der Pflichttreue erzählt wird. Aufrichtiges Mitgefühl kommt unverhüllt zur Aussprache auch an anderen Orten; einmal als zarte Poesie in der rührenden Schilderung des jungen Eheglücks und seines jähen Endes durch den Tod (116, 117) in der XIV. Joye, deren Ton durchweg frei ist von Ironie. — Neben Spott, Scherz und Mitleid des Erzählers drängt sich überall das unmittelbare Urteil des Beobachters. Nicht nur lösen lange psychologische Abhandlungen die Schilderung ab (wie die erste Hälfte der VII., die

Digitized by Google

zweite Hälfte der XIV. Joye), sondern alles ist innig durchflochten mit Lehrsätzen über das Wesen des Weibes und der Ehe, die durch ihren entschiedenen Ton die persönliche Meinung kräftig zum Ausdruck bringen. Es sind Leitsätze, Verdichtungen des wissenschaftlichen Gehalts, moralische Spitzen für die Erzählung. Zu den obigen noch folgende Beispiele: *car femme bien aprinse scet mil manieres toutes nouvelles de faire bonne chiere à qui elle veult* (46); *ce sont repugnances que l'on veult acorder contre nature et raison* (39: ungleiches Alter und Stand); *Et est toute condicion de femme de sa nature telle, ja soit ce qu'il ne lui fault rien, elle met toujours son entente à mettre son mari en aucun songe ou pencée* (58); *car une femme n'a que faire mectre paine d'acquerre la grace de celui qui l'aime bien* (59); *car femme veult toujours estre flattée &* (65); *il y a une reigle generalle en mariage, que chacune croit et tient: c'est que son mary est le plus mechant au regard de la matiere secrette* (67); *les hommes font le contraire de ce que dit est* (70); *quar la femme qui se sent envillenie ne vault riens si el ne met paine à en avoir retour* (97); *car jeune homme en tel cas ne sceit que il fait* (101); *quar il n'est riens si sachant comme est femme en ce qu'elle veult faire touchant la matiere secrette* (104); *car ung ribaut, en sa challeur, desespere et fait tout ce que son coeur lui ordonne pour acomplir sa voulonté* (107); *car il n'est rien plus serf comme jeune homme simple et debonnaire qui est en subjection et gouvernement de femme veufve* (117). Ein ganzer Katechismus der Ehe, wie man sieht; aber er zeigt auch deutlich den ernsten Untergrund, auf dem die dichterische Arbeit ruht, und erlaubt keine Täuschung mehr über die Scheinheiterkeit derselben. Die Stimmung, die sich am Ende aus all diesen Tönen auslöst, ist die der Tragik menschlichen Elends, in völliger Übereinstimmung mit der Erkenntnis, die in konzentrierter Form in einer Klammer niedergelegt ist: *femme diverse et male [et n'y en a gueres d'autres]* (84).

Darstellung. Die dichterischen Ausdrucksmittel decken sich hier der Hauptsache nach mit der scharfen Beobachtung in diesem Tendenzwerk im Gewand der naturgetreuen Schilderung. Hier ist nirgends ein Mifsverhältnis zwischen Wollen und Können, wie in den pseudoheroischen Teilen des *Saintré*; wo das dünne Gewebe der Satire, das sich über die Schilderung spinnt, zerrissen ist, schaut die Not des Daseins um so ergreifender hervor. Sind die gewollten Verzerrungen schon sehr gering, so sind ungewollte, wie dort, gar nicht vorhanden. Im übrigen hier wie dort: meisterhafte Genrebildchen, meisterhafte Auftritte. Fehlt ihnen auch der leichte, poetische Hauch, das Reizende, das sie bei *Saintré* bisweilen auszeichnet, so sind sie hier um so überzeugender an Echtheit. Da sieht man den frierenden Hausvater in der Rolle des Aschenbrödels (36), die bedrängte Unschuld in der Haltung des Schwörens (73), die Überdrüssige, die ihr Gesicht leicht abwendet (45), die Unschlüssige, die sich am Kopfe kratzt (61), die Tränen des zärtlichen Vaters (79), das Lachen unter

Digitized by Google

der Decke (126), das Erröten der Sünderin (123), alles zum Malen. Da hört man die lässige Hausfrau sich ausreden (61) und trotzen (63), die gekränkte Unschuld klagen: *car qui ne pèche si encourt* (65), die geistreichen Gesprächsformen: *ce n'est pas sa faulte qu'il ne vous a fait honte* (75), den rhetorischen Schwulst einer feierlichen Liebeserklärung, in der man den kleinen Saintré und Don Quijote zugleich zu hören glaubt (99, 102), hier vom Geist des Cervantes und nicht von dem des La Sale eingegeben; eine fromme Mönchsrede (131), alles zum Aufführen. Geradezu grofsartig, durch sein dramatisches Leben wie durch seine ungeschminkte Natürlichkeit, ist die Vorführung des verratenen Gatten in der XV. Joye; hier läfst der Dichter die Tragik unmittelbar aus den Objekten heraussprechen (Schilderung 127, Auftritt 128). Ungern enthält er sich ja der eigenen Aussprache: *car le veage n'a esté fait que pour envelopper l'autre* (101); *quant je voy faire telles chouses, je m'en ry* (119); solche bevormundenden Einstreuungen durchziehen sonst in unwillkommener Fülle die Erzählung; er weifs aber auch zur rechten Zeit darauf zu verzichten. So auch in dem scheinnaiven Bericht voll tragikomischer Kraft, S. 102. — Ein besonderes Kunstmittel, das *Saintré* gar nicht kennt, ist hier mehrfach gebraucht: das ausgeführte Gleichnis. Mannigfach ist das Bild der Falle behandelt, in die die Männer gehen, bald dem Fischfang, bald der Vogeljagd (90) entliehen; die Ehefreuden sind mit dem Weingenufs verglichen (43, 119), der Ehestreit mit dem Kriege (85), mit Katze und Hund (119), die Rollen der Eheleute mit denen von Hahn und Henne (68), der geknechtete Gatte mit einem Schafjungen (30), mit einem hartschlägigen Esel (32), mit einem Tier, das Gras frifst, wohl in Erinnerung an Nebukadnezar (76), mit einem alten Bären, der einen Maulkorb trägt und geprügelt wird (118), der Verschmähte mit einer Art Sisyphus (92), das alte Weib mit einem Folterhemd (117), mit einem Fisch, der aus abgestandenem Wasser ins frische strebt (118), ein Eindruck mit der Wirkung von kaltem Wasser (103).

Stil und Sprache. Diese Neigung zum Vergleich spürt man auch der Schreibweise im engeren Sinn an, die eine Fülle von bildlichen Wendungen zeigt. Sie erscheinen meist als frei gefundene, gekürzte Bilder, seltener auch als im allgemeinen Sprachgut vorhandene gekürzte, die sich freilich nicht sicher von jenen scheiden lassen. Beispiele: *il s'y boute tel feur, telle vente* (5); *elle se met hors de son charroy* (19); *patrouiller par la meson* (27); *la chanczon de l'enfant* (31); *l'autre li gete une pierre en son jardin* (31); *comme ung cheval recreu* (33); *ungs esperons du temps du roy Clotaire* (34); *la dame se contient doulcement comme ung ymage* (53); *jouer le personnage* (59); *il a resveillé le chat qui dort* (74); *l'en ne porroit pas tousjours jouer aux barres* (77); *plus crotté que ung chien* (81); *accoustumé à noises comme goutieres à pluye* (81); *porter les braies* (93); *la dame, qui sçait tout le Vieil Testament et le Nouvel* (97); *les chouses sont bien jusqu'à*

Digitized by Google

l'aultre assise (104); *il est debonnaire comme le beuf à la charrue* (105); *la femme a autant de sens comme un singe a de queue* (106); *reboutté comme un vieil faulconnier* (109); *en les poingnant de l'esguillon* (112); *el se mettra en maulvais charroy* (114); *eulx baisans comme deux coulombeaux* (116); *elle descouvre le venin qui est en sa boueste* (117); *la mere qui sceit assez de la veille dance* (123); *et faisoit noir comme en ung four* (124); *pour corner Anglois de quinze lieues* (125); *comme ung homme qui est jugé à pendre* (128); *elles lui ont aidé à embrider son mari, pour ce qu'il estoit trop fort en gueulle* (132). An diese gekürzten Bilder reihen sich die gekürzten Lehrsätze: *car experience est la maistresse* (70); *qui mieulx vous fait et pis vous à* (87); *se deffende qui porra* (106) und andere, wie oben (65). Auch *Saintré* ist reich, nicht sowohl an Bildern als an Sprüchen, doch kein einziges Bild, kein einziger Spruch ist beiden Werken gemeinsam. — Besonders kennzeichnend für eine noch nicht zu voller Freiheit gelangte Schreibkunst sind die stehenden Wendungen, mit denen die logischen Teile der Abhandlung notdürftig verbunden werden, Verlegenheits- oder Trägheitsphrasen zur Einleitung oder zum Abschluſs der Abschnitte. *Saintré* macht einen maſslosen Gebrauch davon, die *Quinze Joyes* einen recht bescheidenen. Die beiden *retournons à* (96, 112) sind durchaus erlaubt; die reichlichen *sachez* (35, 67, 70, 103, 118, 121) neben *vous devez saver* (109) *or faut-il savoir* (122, 132), *considerez* (119), *ne demandes point* (16), *voiez-cy, veez-cy* (76, 104) *pensez, or povez penser, vous povez penser* (19, 89, 108), entsprechend dem häufigen *je*: *je ne scey, ce me semble* (40), *je m'enry* (119), kennzeichnen nur das persönliche Sichvordrängen; *brief* (35), *briefment* (57, 82, 106, 107, 109) überwuchert nur in X. Freilich führt anderseits die dem Ganzen gegebene Form der Beweisführung ihrem Wesen nach zu beständig wiederkehrenden Formeln, die zum Teil schon oben beim Aufbau des Werkes besprochen sind; auf den Stützen von *or, lors, pource, dont avient que* und *ainsi* läuft die Abhandlung fast durchweg hin. An Lieblingsphrasen erscheinen: *Dieu le sçait, Dieu scet comment, si* (81), *Dieu mercy*; nur vereinzelt: *que c'est merveilles* (112), *qui est grant pitié* (55), *qui est grant douleur* (114); *dont c'est grant dommage* (12) braucht er nicht von sich aus. Keine einzige dieser Wendungen findet sich in *Saintré* (mit Ausnahme der letzten: *dont fut très grant dommaige* [259 *Saintré*], in anderer Form und Gebrauchsweise). Ebenso streng geschieden ist in beiden Werken die Form der Einführung des Redenden in den dramatischen Abschnitten; sie heiſst ausnahmslos *dist* (einmal *commença à dire* 88) in *Saintré*; in *Quinze Joyes* vorwiegend *fait* (*fera*) neben verhältnismäſsig wenigen *dit* (*dira, pourra dire*), einem *en disant* (122), drei *demande* (43, 123, 127), einem *respondra* (88). Hier mag auch die auffallende Tatsache erwähnt werden, daſs von drei überhäufigen Lieblingswörtern des *Saintré, très, moult* und *mye*, in den *Quinze Joyes très* und *moult* selten, *mye* gar nicht vorkommt; *pas* ist jenem

Digitized by Google

nicht unbekannt (330), doch braucht er es fast nie. Die Reihe der Beispiele für die Verschiedenheit von Sprachschatz und Sprachsitte liefse sich beliebig verlängern. Jener erscheint darin häufig als altmodischer Stelzengänger, der *Joyes*-Dichter als vernünftiger Fortschrittler. Ist er auch noch nicht frei von den Fesseln der Überlieferung, braucht er beispielsweise auch einmal die Doppelung des Ausdrucks: *elle desplée et descouvre le renin; il n'est rien plus serf ne en plus grant servage; en subjection et gouvernement de femme* (alle 117), so geschieht es doch mafsvoll.

Sind schon jene leichten Spuren von *demander* und *respondre* bezeichnend für die freiere Sprachbewegung des *Quinze Joyes*-Dichters, so ist es erst recht sein grammatischer Apparat; er ist unstreitig reicher und sicherer als der La Sales. Sein Satzbau ist einwandfrei; er zeigt weder die endlosen Schachtelungen noch die Fehlgeburten der *Saintré*-Syntax. Formen wie den Vergleichungssatz mit *ainsi* (3, 118) kennt letztere noch gar nicht; hier sind sie mit Klarheit durchgeführt; desgleichen kausale Verknüpfungen, wie die mit *comment aucunes — moy aussi* (4, 5) in der Vorrede, wo lange Perioden mit einer Sicherheit abgewickelt werden, die nicht nur für die gründliche Schulung des Schreibers sprechen, sondern einen deutlichen Schritt vorwärts in der Richtung auf das moderne Französisch darstellen. Gewifs hat auch La Sale mit Nutzen seine gelehrten Kenntnisse auf die Pflege des Stils verwendet, doch dienen sie ihm allzu oft nur als Zierat, so in absoluten Partizipialsätzen, *la royne, receues les lectres, fut dolente* (370), die dem Sprachgefühl in der Folge nicht genehm waren; der richtige Instinkt der *Quinze Joyes* hat sie ganz vermieden.

IV.

Les Cent Nouvelles Nouvelles.

Inhalt.

Nachfolgende stark gekürzte Wiedergabe einer der sittsamsten Novellen dieser berüchtigten Sammlung möge als Probe des Inhalts genügen; eine Darbietung des Stoffes, wie bei den beiden anderen Werken, wäre ohnehin zwecklos bei diesem Haufen beliebiger Abenteuer, die durch keinen leitenden Gedanken zusammengehalten sind.

Novelle 26: *La demoiselle cavalière* (Seite 137—157).

Im Herzogtum Brabant, am Hof eines grofsen Herrn, weilt der junge, artige Gerard und das reiche Fräulein Katharine; sie sind ein Herz und ein Sinn. Doch die Liebe verbindet ihren Dienern die Augen, und wo sie am sichersten zu sein glauben, da merkt es jeder. Neider und Schwätzer bringen es dem Herrn und den Eltern des Fräuleins zu Gehör. 'Was ist zu tun? Ich bin verloren!' klagt sie einer Freundin, und Tränen fliefsen über ihr Gesicht bis auf das

Digitized by Google

Kleid hinab. Sie tröstet sie: 'Es ist töricht, so zu klagen; Eure Liebe ist am Ehrenhof nicht verboten, ja sie ist der wahre Weg dahin. Gleichwohl, um das Gerede zu verhindern, schiene es gut, wenn Euer Diener Urlaub nähme, bis Gott und die Liebe über Eure Sache beschlossen haben.' Diesen Rat erzählt sie Gerard. 'Treue Herrin,' erwidert er, 'Ihr könnt mir befehlen, was Euch gut dünkt, doch Schlimmeres kann mir nicht geschehen, als Euch zu verlassen. Hier ist mein Leib, schneidet ab, reifst weg, tut, was Euch beliebt.' Ob Katharine betrübt ist, braucht man nicht zu fragen; wäre die grofse Tugend nicht, die Gott ihr schenkte, so böte sie sich als Begleiterin an. 'Damit Ihr die grausame Schlacht besser besteht, die die Vernunft Euren Wünschen liefert, so verspreche ich Euch, dafs ich keinen anderen heirate, solange Ihr mir treu seid. Zum Pfande gebe ich Euch diesen Halsschmuck aus Gold mit schwarzen Tränen. Schreibt mir, sobald Ihr festen Wohnsitz habt!' Gerard dankt ihr gerührt für das ehrenvolle Versprechen: 'Lebt wohl! meine Augen fordern nun auch Gehör, sie schneiden meiner Zunge die Sprache ab.' Sie küssen sich, und jedes geht auf sein Zimmer, um seine Schmerzen auszuweinen; vor anderen mühen sie sich, ein heiteres Gesicht zu machen. — Der Urlaub ist leicht erreicht, weil man fürchtet, Gerard könne das Fräulein gewinnen, und er reitet hinweg bis ins barrische Land, wo er an einem reichen Herrenhof Aufnahme findet. Inzwischen naht sich ein Freier, der dem alten Vater und den Verwandten insgesamt gefällt; die gute Katharine will sich entschuldigen; in die Enge getrieben, verfällt sie auf einen Ausweg. 'Gefürchteter Herr und Vater,' sagt sie zu ihm, 'ich möchte Euch um keinen Preis der Welt ungehorsam sein; doch ich habe meinem Schöpfer gelobt, nicht etwa nie zu heiraten, sondern zu warten, bis er mir durch seine Gnade den besten Weg zeigt, meine arme Seele zu retten. Trotzdem will ich gern diese Ehe eingehen, wenn Ihr mir nur erlaubt, vorher eine Wallfahrt zum heiligen Nikolas von Warengeville zu machen, wie ich es gelobt habe.' Der Vater ist nicht wenig erfreut und will ihr ein grofses Gefolge mitgeben. 'Oh nein!' sagt sie, 'Ihr wifst doch, dafs der Weg unsicher ist, vollends für Frauen; wir könnten Gut und Ehre verlieren, was Gott verhüte! Lafst mir ein Männerkleid machen und gebt mich in die Obhut meines Oheims.' So geschieht's, und die beiden reiten allein, die schöne Katharine als Herr und der Oheim als Reitknecht, schmuck und vornehm nach deutscher Art gekleidet. Auf dem Rückwege von Sankt Nikolas hat sie Lust, eine kleine Fahrt ins Barrische zu machen; als einzige Erbin ihres Vaters, von der etwas zu erhoffen ist, und artiges Mädchen, die ihre Ehre in acht nimmt, begleitet sie der Oheim gern; sie machen aus, dafs er sie fortan Konrard heifsen soll. Sie kommen vor das bewufste Schlofs; der Hofmeister empfängt sie ehrenvoll, läfst sie in ein schönes Zimmer führen und den Tisch decken, während er zum Burgherrn geht, um ihm das Dienstgesuch des jungen

Digitized by Google

Brabanter Edelmannes vorzutragen. Er kehrt mit Gerard zurück; die Landsleute begrüfsen sich, aber Gerard erkennt seine Dame nicht. Sie setzen sich zu Tische; sie freut sich, hofft; aber es geht ganz anders, denn während des ganzen Essens fragt der gute Gerard mit keiner Silbe nach Brabant. Nach dem Dienst geht Gerard mit Konrad Arm in Arm zu den Pferden; aber der Teufel hole Gerard, wenn er einmal von Brabant spricht. Das arme Mädchen fängt an zu fürchten, sie sei zu den vergessenen Sünden gelegt, und weifs in ihrer Herzensnot nicht, was sie tun soll. Sie kommen auf ihr Zimmer; als Landsleute schlafen sie zusammen; immer noch kein Gespräch, das Konrad gefällt. 'Kennt Ihr denn nicht den und den?' 'Ja.' 'Es sollen schöne Mädchen dort sein.' 'Mag sein; lafst mich schlafen.' 'Ihr scheint nicht sehr verliebt zu sein.' Keine Antwort; er schläft wie ein Ferkel. Am nächsten Morgen beim Ankleiden redet Konrad von schönen Mädchen, Gerard von Hunden und Vögeln. Aber nach dem Essen nimmt er ihn beiseite und sagt ihm, das Barrische gefalle ihm schon nicht mehr, da sei doch Brabant ein ganz anderes Land. 'Warum denn? habt Ihr denn hier nicht Wälder, Flüsse, Ebenen für Jagd und Falkenflug, so schön als Ihr sie nur wünschen könnt?' 'Die Brabanter Frauen gefallen mir besser.' 'Heiliger Hans, das ist etwas anderes, Ihr seid doch verflucht verliebt in Eurem Brabant.' Konrad gesteht, dafs es ihn sehr nach seiner Dame verlange; und abends im Bett beginnt er kläglich nach ihr zu jammern. 'Ach Gerard, wie könnt Ihr nur schlafen neben mir, der ich so voll Kummer und Sorgen bin, habt doch wenigstens Mitleid mit mir; ich sterbe vor Sehnsucht.' 'Einen so tollen Verliebten sah ich noch nie. Glaubt Ihr denn, ich sei nie verliebt gewesen? O ja; aber so verrückt war ich nicht, dafs ich den Schlaf darüber verlor; die Frauen tun's auch nicht.' Und dann erzählt er ihm sein Erlebnis. Als Heilmittel habe er den Rat des Ovid gebraucht und eines der schönen Mädchen im Schlosse umworben; so sei er seine alte Liebe losgeworden. 'Ich wollte lieber tausendmal sterben, als eine solche Falschheit an meiner Dame verüben,' erwidert Konrad. 'Um so dümmer seid Ihr; dann träumt und sinnt Ihr nur, trocknet aus wie das Gras im Ofen und mordet Euch selbst; und seid Ihr so glücklich, dafs Eure Dame es erfährt, dann lacht sie darüber.' Er will ihm gern zur Heilung verhelfen durch eine Freundin seiner Dame; sie werden noch vergnügte Tage zusammen erleben; dann dreht er sich um und schläft ein. Die schöne Katharine wünscht sich tot vor Kummer angesichts der Treulosigkeit ihres Geliebten; doch sie wappnet sich mit Standhaftigkeit und zwingt ihre Augen, Zeugen des an ihr begangenen Unrechts zu sein. Sie spricht mit seiner Dame, erblickt ihren eigenen Halsschmuck, betrachtet ihn, nimmt ihn in die Hand und geht wie zerstreut damit fort. Nach dem Abendessen heifst sie ihren Oheim alles zur Abreise bereit halten, und während Gerard mit seiner Dame kost, schreibt sie auf dem Zimmer

Digitized by Google

einen langen Brief, in dem sie alles erzählt, was sie seinetwegen getan; sie entbindet sich ihres Treueides, will ihn nie wiedersehen; das veräufserte Geschenk nimmt sie zurück; er mag sich rühmen, dafs er drei Nächte neben ihr geschlafen hat, sie fürchtet sich nicht davor. Aufschrift: 'Dem treulosen Gerard.' Sobald der Tag dämmert, erhebt sie sich leise, steckt den Brief in Gerards Rockärmel und empfiehlt ihn Gott unter zärtlichen Tränen der Trauer. — Der Schläfer wacht spät am Vormittag auf, springt heraus und greift nach dem Wams, da fällt zu seinem Erstaunen ein Brief heraus. Er hebt ihn auf, die Aufschrift erschreckt ihn, er liest, und beim Lesen steigt ihm das Blut zu Kopf, und sein Herz zittert. Er liest ihn mühsam zu Ende. 'Katharine, genannt Konrard.' Sie ist also dagewesen, hat sich in eigener Person überzeugt; und was ihn am meisten wurmt, sie hat drei Nächte neben ihm geschlafen, ohne dafs er sie für ihre Mühe belohnt hat. Er beifst auf die Stange vor Wut. Und nach vielem Hin- und Hersinnen weifs er nichts anderes als ihr nachzureiten. Er nimmt Urlaub, folgt der Spur der Pferde, aber er holt sie nicht ein. Gerade am Hochzeitstage der Dame, die ihn geprüft hat, trifft er ein. Er will sich entschuldigen, sie kehrt ihm den Rücken, es gelingt ihm nicht, mit ihr zu sprechen. Einmal tritt er vor, um sie zum Tanz zu führen; sie weist ihn ab vor allen; kurz darauf tritt ein anderer Edelmann ein, läfst aufspielen, tritt vor, und sie steigt herab zum Tanze vor Gerards Augen. — Treulose sollen sich ein Beispiel nehmen an dieser wahren Geschichte, die sich vor kurzem erst begeben hat.

Das Werk an sich.

Der unbekannte Verfasser, der unter den Erzählern als *Acteur* auftritt — in Anlehnung an Boccaccio sind die einzelnen Geschichten hier nordfranzösischen Herren, darunter dem Herzog Philipp von Burgund, in den Mund gelegt —, widmet letzterem das auf sein Geheifs abgefafste Werk, das die feine, schmuckreiche Sprache des *Decamerone* freilich nicht erreiche. Leider erheben sich über die Echtheit der Widmung schon Zweifel. Einige wollen, trotz Wright, dem Dauphin von Frankreich, dem nachmaligen Ludwig XI., der als Verbannter auf Genappes in Brabant hauste, den Ruhm des Auftrages zu dem Werk erhalten. Dem Datum der Widmung: *Dijon 1432,* ist nicht zu trauen, das, wenn es auch zu der Bemerkung in N. 5 stimmt: *la guerre de France et d'Angleterre, qui encores n'a pris fin,* mit anderen Angaben in Widerspruch gerät. Wenn nun auch der burgundische Hof und das sechste Jahrzehnt dem Werke gesichert scheinen, so ist der bescheidene *Acteur* um so unsicherer. Schon die äufseren Gründe, die man für La Sale angeführt hat, versagen; ein bisher nicht beachteter Umstand ist ihnen auch nicht günstig. In *Saintré* wird von S. 269—284 der französische und burgundische Heerbann aufgeführt, in seinen bedeutendsten Namen.

Digitized by Google

Von den 22 mit *Monseigneur* bezeichneten Herren unter den Erzählern der *Cent Nouvelles* sind dort nur vier Namen erwähnt: Beaumont (aus den Marches d'Anjou), Cresqui (Ponthieu), Barres (Berry), Saint Pol (Artois), und zwar gerade nur solche, die den bescheidensten Erzähleranteil haben. La Sale hätte sicher nicht unterlassen, Namen wie La Roche und Loan aufzuführen, denen in den *C. N.* der Löwenanteil zufällt, wenn er ihnen so nahe gestanden wäre wie der Verfasser der *C. N.* Noch schlimmer steht es, wie wir sehen werden, mit der Möglichkeit, die *C. N.* mit *Saintré* in inneren Einklang zu setzen; ja es ist von Förster (*Literaturblatt,* Dezember 1903) die Möglichkeit angedeutet worden, dafs die Arbeit des *Acteur* nur eine sehr äufserliche war und der wirkliche Verfasser sich in mehrere Personen auflöst. Und wirklich müfste auch der bisherige *Acteur* ein Mann mit mehreren Seelen gewesen sein, leichtfertig und fromm, gemein und ehrbar, ein durchtriebener Schalk und ein steifer Philister.

Aus einer Abhandlung, die ich neulich veröffentlichte (*Ein altfranzösisches Novellenbuch,* Programm, Stuttgart 1903), sei hier ein kurzer Überblick über die merkwürdigsten Seiten an den *C. N.* gegeben. Über ein Drittel derselben lassen sich in älteren Fassungen erkennen; die alten *Fabliaux,* die *Facetiae* des Humanisten Poggius und vielleicht auch der eine oder andere italienische Novelliere haben den Stoff dazu geliefert. Boccaccio blieb verschont; plumpe Entlehnungen sind nirgends gemacht worden. Um die französische Herkunft der Stoffe hat G. Paris (*Journal des Savants,* 1895) mit dem italienischen Gelehrten Toldo eine tapfere Schlacht geschlagen. Neben dem weitreichenden mittelbaren Verhältnis zu den *Fabliaux* läfst sich aber auch das unmittelbare an drei Novellen feststellen, die nicht viel mehr als Übersetzungen aus Poesie in Prosa sind und unseren *Acteur* im Lichte eines Kenners alten Volksgutes zeigen. An Poggius hat er sich besonders eng angeschlossen. Fünfzehn seiner Novellen sind, und das ist zugleich für seine ganze Schreibweise bezeichnend, Verbreiterungen der lateinischen Vorbilder, oft von arithmetischer Regelmäfsigkeit. So herrscht in der Erzählung vom Hundebegräbnis das Verhältnis 10 : 1 zwischen Nachbild und Urbild. Den vier Satzteilen des Poggius: *'hic caniculum — sibi carum — cum mortuus esset — sepelivit in caemiterio'* entspricht in den *C. N.* jedesmal ein ausführliches Gemälde. Von der Knappheit des Lateiners hat der *Acteur* also nichts angenommen; um so deutlicher ist der sprachliche Einfluſs des Italieners, dem er stofflich so sorgsam aus dem Wege ging; gehäufter Ausdruck, antike Satzfügung sind nachgeahmt, stehende Wendungen entlehnt. — Die Gegenstände, nach Gesellschaftsklassen überblickt, zeigen zwar dem Boccaccio gegenüber ein Vorwiegen des Ritterstandes, räumen aber den niederen Schichten den Hauptteil ein; dementsprechend ist auch von Standeswürde nichts zu hören. Die Geistlichkeit wird ohne Rangunterschied vorgeladen; Mönch, Pfarrer, Bischof, alles gilt hier gleich; der Verfasser hat

Digitized by Google

nichts zu fürchten. Während der *trovere,* der uns das Fabliau vom Hundebegräbnis vorträgt, den Pfarrer schwarz und den Bischof weifs malt, wird jener hier dumm und dieser habgierig. Nach der künstlerischen Absicht geordnet, tritt die auf blofse Lachlust berechnete Posse, der fast nie die starke Würze der Schlüpfrigkeit fehlt, in den Vordergrund. Der Spott entspringt dem Übermut, nie der Leidenschaft; sein sicheres Mittel ist der Schein der Harmlosigkeit; eine in ihrer heiteren Ruhe stets sich gleichbleibende Ironie taucht alles in eine Stimmung, deren Reiz eines der Hauptverdienste des Werkes bildet. Neben dieser Posse erscheinen noch drei andere Gattungen, doch im ganzen nur durch wenige Novellen vertreten: die geschichtliche Erzählung 'Talbots Edelmut', die den Fachmann verrät und ganz aus der Art schlägt; und die romantische Erzählung, teils Liebeswerben aus vornehmen Kreisen im Stil der Ritterromane wie die oben wiedergegebene, teils tragische Begebenheiten wie die Geschichte von dem im Türkenkriege verschollenen Clays Utenhoven, bei denen der Ton dem Ernst der Sache nicht gerecht wird. *Et tost après elle mourut, dont ce fut très grand dommage,* heifst es von des Vlamen beklagenswerter Gattin; genau so, wie es in einer Posse von dem wohlverdienten Ende eines schlechten Weibes heifst: *si fist madame noyée, dont ce fut grand dommage.* — Die reiche Fülle von Einzelbildern aus allen Lebenskreisen, die das Werk vor uns ausgiefst, macht es zu einem der wertvollsten Denkmäler der Kulturgeschichte seines Jahrhunderts.

Sein Verhältnis zu *Saintré.*

Macht schon vorstehende Skizze weitgehende Beziehungen nicht wahrscheinlich, so wird dieser Eindruck verschärft, wenn wir mittels desselben Verfahrens, wie bisher, durch Ermittelung und Vergleichung der Einzelwerte in das Geheimnis der Zusammenhänge einzudringen suchen.

Übereinstimmung in Stoff und Gesichtskreis ist reichlich vorhanden, wenn auch in dem höfischen Novellenbuche die höchsten, in dem höfischen Erziehungsbuche die niedersten Volkskreise ausgeschlossen sind. Geschichtliche Ereignisse aus der Zeit, deren die *C. N.* kurz Erwähnung tun, dienen *S.* als Motiv für die grofsen Abenteuer, in denen der historische Kern zu romantischem Nebel verflüchtigt ist. In N. 16 treffen wir *les bons seigneurs de Perusse, vraix champions et deffenseurs de la trèssainte foy chrestiane*; auch hier gilt der Kampf den Sarrasins; in N. 62 eine Begegnung von Engländern und Franzosen zwischen Calais und Gravelingen; in N. 69 *la bataille qui fut entre le roy de Honagrie et monseigneur le duc Jehan, d'une part, et le grand Turc en son pais de Turquie d'aultre*; Geschichte und Geographie stellen sich aber dabei wesentlich besser, wie man sieht. Das geschichtliche Motiv der unzertrennlichen Freunde Saintré und Boucicault, hier die beiden Engländer Jehan Stocton und Thomas

Digitized by Google

Brampton, ist in N. 62 gegeben und bis in kleine Einzelzüge übereinstimmend ausgeführt. Viele Vorgänge sind dieselben; die grofse Bestrafungsszene am Schlufs des *S.* hat freilich nicht sehr enge, dafür aber mehrere Parallelen in *C. N.*; der Krämer im Harnisch, an Bürger Jacques erinnernd, tritt in N. 4 auf; der verratene Ritter, der zur Herrin reitet, in N. 16. Namen und Lieblingsheilige kehren wieder: *dame Ysabeau et Katherine,* die Kammerfrauen, in N. 3, *monseigneur St-Michel* öfters. Wollte man in La Sales ehrenhafte Gesinnung Zweifel setzen, so könnte man in *C. N.* den Schlüssel suchen zum Verständnis dafür, wie das Verhältnis zwischen der *dame par amour* und dem *loyal ami* aufzufassen ist, der mit dem Leben für ihre Ehre einsteht; doch gerade in dieser völlig verschiedenen Bedeutung identischer Worte dürfen wir ein wichtiges Erkennungszeichen für die von Grund aus entgegengesetzte Art des Novellisten erblicken. Für die gesellschaftliche Stufe bezeichnend ist sicher auch der Umstand, dafs die Sitte des Kniens, die in *S.* auch *damp Abbez* mitmacht, in den *C. N.* nirgends zu treffen ist.

Die moralische Welt zeigt übereinstimmende Züge in der scheuen Frömmigkeit, dem Kreuzmachen als Teufelschutz, das ein tapferer deutscher Ritter einmal zu unterlassen wagte, so fest war er im Glauben an die *divins mystères de baptesme* (N. 70); doch unvermittelt steht daneben die leichtfertige Behandlung religiöser Dinge, die bisweilen an Lästerung heranreicht: *ils n'espergnèrent pas les membres qu'en terre pourriront* (N. 13); die ganze N. 72: *la devocion de l'ivrogne.* Von Vaterlandsliebe und Standesehre ist nichts wahrzunehmen; keine politische, keine nationale, auch keine soziale Bevorzugung ist ausgesprochen; ein *habillez a la fasson d'Allemagne, bien et gentement* (N. 26) verträgt sich schlecht mit *S.,* der die Überlegenheit seiner Landsleute in gefälliger Kleidung so stark betont wie in anderen Dingen. Dem Spott ist am meisten die Geistlichkeit ausgeliefert; das städtische Bürgertum stellt sich kaum schlechter als die Ritterschaft; Mann und Weib sind gleich bedacht; man freut sich an Weiberlist (so N. 72) so gut wie an Männerrache. Unangenehm berührt bei letzterer die gemeine Gesinnung; hier unterscheidet sich der Schlufsakt des *S.* durch bewufstes Streben nach Mäfsigung. In N. 13 freut sich der Erzähler über die Prellerei eines Mädchens um wohlverdienten Lohn; in anderen, so N. 62 und 63, zeigt sich der Sinn für Mein und Dein getrübt. Der Gesinnungsschmutz entspricht dem stofflichen; wo Turniere niedrigen Liebeshändeln weichen, ist für Rittersinn kein Platz.

Die Erzählungskunst ist nahe verwandt. Der schelmische Ton, häufig um einige Grade derber als die Ironie im dritten Teile des *S.,* leiht allem seine Beize; der jugendlich duftige findet in *C. N.* keine Statt. Klare Anschauung, feine Beobachtung der äufseren Dinge, die zum sichtbaren Bild gestaltet sind; flotter Dialog neben seltenen steifen Staatsreden wie in N. 26, wo man ganz den jungen Saintré

Digitized by Google

und seine Dame vernimmt; behagliche Breite der Schilderung, die den dünnen Faden der Handlung geschickt überspinnt. — Die Beherrschung der Sprache geht weiter als bei *S.*, der neben *C. N.* oft schlicht und befangen erscheint; es stehen reichere Mittel zu Gebote, die freilich oft verschwendet werden und zur Geschwätzigkeit führen. Die syntaktische Sicherheit ist gröfser; Satzfehlgeburten gibt es nicht (oder fast nicht, s. N. 62 Anfang). In Geist wird viel gemacht; *clerc* und *chevalier* sind dabei gleich stark beteiligt: *mes yeulx demandent leur tour d'audience, qui couppent à ma langue son parler; soustenir la très crueuse et horrible bataille que raison vous livre; je voulus user pour remede du conseil d'Ovide* (alle drei in N. 26); *il lui va faire ung grand prologue d'amoureux assaulx*; *comparoir personnellement*; *il vouloit averer son ymaginacion*; *dont je laisse l'inquisition aux philosophes.* Hierher gehört auch die üppig wuchernde Doppelung, wie *vestue et habillée, estoit et fut, si le vouloit lui crut et desir l'enorta,* die *S.* nur mafsvoll gebraucht. Viele der Wendungen im Ritterspiel sind wörtlich dieselben wie in *S.*: *les yeulx, archiers du cueur*; *a pou son loyal cueur ne falloit*; *après la très desirée conclusion de sa haute emprise*; *son cueur tressaut de joie*; *feru de l'amour d'elle*; *amer, servir et obeir*; *fausse et desloyale*; *vous requier et prie* und andere, während wieder andere aus ganz anderem Geist geboren sind, wie das auch durch seine Alliteration merkwürdige *un gentil escuier, frisque, frez et friant.* Besondere Beachtung erfordern die zahllosen Bilder aus dem Turnier für den Liebesverkehr, die sich wie Parodien auf *S.* anhören, in kurzen Wendungen wie: *le jour des armes assignées*; *ses gracieuses armes accomplir*; *aller aux armes*; *rebours à l'esperon*; *de quelles lances il vouldra jouster contre son escu*; *ils rompirent plusieurs lances &.* Auch sonst sind bildliche Wendungen volkstümlicher Art ebenso beliebt wie in *S.*: *plus éveillé qu'un rat*; *qui entendoit son latin*; *alumer sa chandelle*; *pour tout potage*; *qui a des nouvelles estoupes en sa quenouille*; *luy qui cognoissoit mousche en laict*; *culetter la selle*; *il joa bien du bec*; von dieser volkstümlichen Tropik hat jedoch jedes der beiden Werke seinen besonderen Schatz. Ebenso spärlich wie in *S.* erscheint der Vergleich: *aussi esbahi en fut, comme si cornes luy venissent*; das ausgeführte Gleichnis fehlt ebenso gänzlich.

Zeigen sich demnach die Mittel für Färbung und Aufputz der Gedanken nur dem Grade nach verschieden, dem Wesen nach übereinstimmend, auf begrenztem Gebiet einmal dem Wortlaut nach, so gilt dasselbe von den Mitteln für die Verknüpfung der Gedanken. Der absolute Partizipialsatz blüht, noch mehr als in *S.*: *luy estant en Picardie*; *eulx là doncques venuz et arrivez*; *ces parolles finées*; *le benedicite dit.* Satzschachteln von beliebiger Länge sind vorhanden. Die dem *S.* eigentümlichen Lückenbüfser überschwemmen die Rede: *je passe en bref*; *pour abréger*; *laquelle je passe*; *qui seroit trop long à descripre*; *que vous dirois-je de plus*; *or revemons*; *c'est assavoir*;

Digitized by Google

ne demandez pas, ne fault je demander. Sonstige wohlbekannte Formeln desgleichen: *la veissiez; à tant part, à tant m'en vois; qui fut bien esbahie, ce fut elle; or ça; ne vous chaille jà; à bon escient; avancez-vous.* Über *S.* hinaus gehen andere Lieblingsphrasen: *la fasson que j'ai dicte; si vaillant que c'est rage, que c'est merveilles, qu'on ne pourroit plus; a chef de piece*; so auch die Anreden an den Leser: *or oez, escoutez comment; creez que; vous n'avez garde que, pensez que, yous devez savoir,* welche Gattung bei *S.* nur durch *veez cy* vertreten ist; dann die Ausrufe *la Dieu mercy, Dieu scet si.* Die Einführung des Redenden im Dialog geschieht mit *dist,* wie bei *S.,* daneben ab und zu das neue *respond*; die Negation dagegen ist seltener *mie,* wie bei *S.*: *non mye, ne donnoit mie,* sondern fast immer *pas*: *pas ne vindrent; n'y pensoit pas.* Deutlich zeigt sich die sprachliche Überlegenheit in den Satzanfängen; kommt *S.* in seiner Gebundenheit kaum über *lors, quant, si* hinaus, so herrscht hier reiche Bewegung. Neben *lequel* tritt *quoi*: *laquelle requeste; a quoi il respondit*; neue Bindewörter erscheinen; so *non pas que; car* im Nebensatz. Der Infinitiv im Hauptsatz: *et bon mary de soy courroucer,* ist auch *S.* bekannt, doch weniger geläufig. Die Verschwendung von *très* ist beiden gemeinsam; hier ist sie auf die Spitze getrieben.

Sein Verhältnis zu den *Quinze Joyes.*

Diese Frage beschäftigt uns hier nicht unmittelbar; sie hat nur Beiträge zu liefern zur Lösung der anderen. Auch stehen die Werke, um deren Vergleichung es sich handelt, von den vorangegangenen Untersuchungen her in den Umrissen schon fest; es erübrigt nur, einzelne schärfere Linien einzusetzen, die bei der unmittelbaren Gegenüberstellung sich darbieten.

Der Akteur erwähnt die *Q. J.* unter den *'histoires anciennes'*. Stofflich erinnert vieles an diese; es müssen ja ähnliche Lagen und Auftritte wiederkehren wie die Untreue: *tandix que monseigneur aux Sarrasins fait guerre, l'escuier a madame combat; le mary trouva la brigade en present meffait*; aber auch Einzelzüge sind gemeinsam, ohne allzu engen Anschluſs, so die Weibertränen: *comme pluseurs femmes ont larmes à commandement qu'elles espandent toutesfoiz qu'elles veulent,* nebenbei eines der seltenen Urteile; die sittliche Entrüstung der Missetäterin in N. 78 und so vieles andere; mehr oder weniger deutliche Nachklänge der *Q. J., 'qui trop long seroit à vouloir tout raconter',* um mit La Sale zu reden. Nur ist das alles in ganz anderem Sinne geboten. Der leitende Gedanke der *Q. J.* wird wiederholt, doch recht beiläufig verwertet: *Maryer! disoit-il; j'aymeroye mieulx me aller pendre au gibet.* Einmal, bei gemeinsamer Quelle, in der Geschichte vom Kriegsgefangenen, stehen sich die *C. N.* und *Q. J.* auch wie Chronik und Predigt gegenüber. Kennzeichnend ist, daſs die *C. N.* in niederere Schichten herabsteigen, um sich am Eheelend zu weiden, denn die *grande légende dorée* (I, 8),

Digitized by Google

das Weibergeschimpf wegen Wirtshausbesuches kennen die *Q. J.* nicht. — Der Phrasenschatz ist zu einem guten Teile der der *Q. J.*: *compter son cas, humble requeste, faire son personnage, pouvre homme, accorder les instruments* und so viele anderen Ausdrucksweisen kehren in den *C. N.* gehäuft wieder; eine besondere Gattung von Stilmitteln, die Anrede des Lesers, kommt dazu. Der Akteur verbirgt seine Anleihen bisweilen unter einem üppigen Gerank von Attributen; durch dieses Mittel läfst er den Satz: *la triumphe est en tristece converty* zum vielfachen Umfang anschwellen (I, 11), ein kleines Gegenstück zu seiner Behandlung des Poggius.

Schlufsfolgerungen.

Über den Grad der Zuverlässigkeit von Schlüssen, wie sie hier aus der Vergleichung verwandter geistiger Erzeugnisse nach äufseren und inneren Merkmalen gezogen werden, hat man erst Rechenschaft abzulegen. Sicher ist, dafs die Übereinstimmung oder Verschiedenheit selbst einer ganzen Reihe von Merkmalen noch nicht ausreicht zum Nachweise gemeinsamer oder verschiedener Urheberschaft. Im ersteren Fall ist mit gemeinsamen Kulturbedingungen zu rechnen, gegeben durch Ort, Zeit und gesellschaftliche Schichte; im letzteren mit den überraschendsten persönlichen Entwickelungsmöglichkeiten. Es kommt nur darauf an, für beide die Grenzen zu bestimmen. Nichts hindert uns, in den zahlreichen gemeinsamen Zügen, welche die drei Dichtwerke aufweisen, literarisch-juristische Bildung, novellistische Motive, ironische Färbung, satirische Neigungen und anschauliche Schilderung, die typischen Eigenschaften des *clerc-chevalier*, zu erkennen, des berufenen Trägers der französischen Bildung in der Übergangszeit von der ritterlichen zur bürgerlichen Kultur. Auf der anderen Seite werden unsere Zugeständnisse an die Veränderungsfähigkeit des Autors in der Persönlichkeit des La Sale, trotz des novellistischen Seitensprunges am Schlusse seines Erziehungsromanes, durch diesen allein schon und vollends in Verbindung mit den kleineren Schriften auf ein Mafs festgelegt, das seine Vermischung mit dem Schöpfer der *C. N.* einfach verbietet. Unter der durchsichtigen Hülle einer gemeinsamen Zeit und Standesbildung, die die drei Werke überspinnt, zeichnen sich drei scharf gesonderte Gestalten ab. Da steht der ritterliche Romantiker mit seinem reinen Ehrenschild, seiner Halbbildung und liebenswürdigen Schwatzhaftigkeit; eine Kluft trennt ihn von dem reifen Geist des scheinheiteren Pessimisten, der in die Tiefen des Elends blickt. Ebensowenig hat er mit den Gemeinheiten des geriebenen Akteurs zu tun, der in sein Sammelbecken schüttet, was es fassen kann. Beide sind ihm an Geist und Bildung überlegen, von seiner Anmut und Reinheit haben sie nichts. Soweit ihr Stand in der sozialen Sphäre der vertrauten Schauplätze gesucht werden darf, bewegen sich beide an der Grenze des Bürger-

Digitized by Google

tums und des niederen Adels; von dem einen legt sich das Bild eines gelehrten Klerikers nahe, von dem anderen das eines schiffbrüchigen Edelmannes und fahrenden Skribenten.

So weit reicht das Zeugnis der inneren Merkmale. Eine besondere Rolle kommt daneben gewissen äufseren Merkmalen zu, die den sicheren Beweis literarischer Beziehungen liefern: es sind dies sachliche Hinweise auf Werke und Verfasser, sowie besondere sprachliche Züge. Der Akteur erwähnt die *Q. J.* nicht nur, er hat sich auch an ihrem Phrasenschatz bereichert, so grundverschieden im übrigen der ganze Sprachcharakter ist. Den *Saintré* erwähnt er nicht. Und doch reicht hier die sprachliche Übereinstimmung ungleich weiter. Es handelt sich nicht mehr bloſs um bestimmte Gattungen von Stilmitteln; man gewinnt oft genug den Eindruck, als ob beide Sprachen am selben Holz gewachsen seien, so viel üppiger auch das Wachstum auf seiten der *C. N.* war. Ständen die biographischen und vor allem die literarischen Zeugnisse nicht im Wege, so könnte man in der Sprache der *C. N.* die ausgereifte und bereicherte Endstufe in der Entwickelung der Sprache La Sales erblicken. Der Eindruck, daſs hier enge Beziehungen vorliegen, wird durch die oft so enge sachliche Berührung verstärkt. Welcher Art diese Beziehungen sind, persönlicher oder nur literarischer Art, Mitarbeiterschaft, geselliger Verkehr oder nur geistiges Schülertum, ob der Akteur sich bei La Sale so gründlich umgesehen oder ob beide ihre Eingebungen an derselben unbekannten Quelle geholt haben; wie weit hierbei Ausflüsse desselben geselligen Kreises, etwa des burgundischen Hofes, in Frage kommen können, darüber werden uns die schwebenden biographischen Forschungen vielleicht Aufschluſs bringen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einladung zum Abonnement

auf das

Archiv

für das

Studium der neueren Sprachen und Literaturen

begründet von Ludwig Herrig

herausgegeben von

Prof. Dr. A. Brandl und **Prof. Dr. H. Morf**

in Berlin in Frankfurt a. M.

Jährlich 2 Bände in 8 Heften (4 Doppelheften), jeder Band zu ca. 480 Seiten, Preis bis zu Bd. LXXXV: 6 M., von Bd. LXXXVI ab: 8 M. pro Band.

Bisher erschienen 113 Bände. Von Band CI an beginnt eine neue Serie.

Generalregister zu Band I–L, herausgegeben von Ludwig Herrig, Preis geheftet 2 Mark.

Generalregister zu Band LI–C, herausgegeben von Hermann Springer, Preis geheftet 6 Mark.

Generalregister zu Band CI–CX, herausgegeben von Otto Lincke, befindet sich in Heft 1/2 des CXI. Bandes, das im Oktober 1903 zur Ausgabe gelangte.

Das „Archiv“ erscheint seit dem Jahre 1846; es ist die älteste und verbreitetste der neusprachlichen Zeitschriften, sowie die reichhaltigste, da es **deutsche, englische** und **romanische,** zum Teil auch **skandinavische** Philologie in Abhandlungen und Anzeigen pflegt.

In den **Abhandlungen** berücksichtigt das „Archiv“ mit Vorliebe Volkspoesie, sowie internationale Literaturgeschichte des Abendlandes, und bringt wichtige bisher ungedruckte Texte.

Die Rubrik **Kleinere Mitteilungen** enthält Späne aus der Werkstätte von Gelehrten, die an der Weiterführung der Wissenschaft hervorragenden Anteil nehmen.

Die **Anzeigen** behandeln mit Auswahl wichtigere Werke aus allen neusprachlichen Gebieten, suchen den Gegenstand auch

Digitized by Google

durch Eigenforschung des näheren zu beleuchten und geben regelmäßige Berichte über deutsche Volkskunde und englische Romanerscheinungen.

Die **Bibliographie** verzeichnet jedesmal eine große Anzahl neuerschienener Schulbücher, den Inhalt schwer zugänglicher Fachzeitschriften, amerikanische Dissertationen u. dgl.

Das „Archiv" ist Organ der (Herrigschen) Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen in Berlin und berichtet über die in den Sitzungen derselben gehaltenen Vorträge.

Das „Archiv" darf demnach wohl einen Platz in den Bibliotheken der Lehrer der neueren Sprachen, sowie in der Schulbibliothek jeder Anstalt beanspruchen, die ihre Lehrer auf diesem Gebiete mit den Fortschritten der Wissenschaft auf dem laufenden erhalten will.

Bestellungen auf das „Archiv" werden von allen Buchhandlungen angenommen; es wird hierzu auf untenstehenden Bestellzettel verwiesen. Auch stehen **Probehefte** auf direkt an mich gelangenden Wunsch unberechnet gern zu Diensten.

Braunschweig.

George Westermann.

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von .....

..... bestelle .... hiermit:

..... **Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen,** begründet von Ludwig Herrig, herausgegeben von Prof. Dr. **A. Brandl** in Berlin und Prof. Dr. **H. Morf** in Frankfurt a. M., von Band ..... an weitere Fortsetzung.

Ort und Datum: Name:

.....

Digitized by Google